Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika $2^1/_2$ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. Vierteljährlich 3.00 zł, Monatlich: 1,20 zł. Einzelfolge: 30 Groschen.

Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung und Verwaltung: Lwów (Lemberg), Zielona 11. Telefon 106-38

Anzeigenpreise: Gewöhnl. Anzeigen jede mm-Zeile, Spaltenbreite 36 mm 15 gr, im Textteil 90 mm breit 60 gr. Kl. Anz. je Wort 10 gr. Kauf. Verk. Familienanzeigen 12 gr. Arbeitsuch. 5 gr. Auslandsanzeige 50 % teurer, bezw. Wiederholung Rabatt.

Folge 6 — Lemberg, am 5. Februar (Hornung) 1933 — 12. (26.) Jahr

Das Dorf als Erziehungsgemeinde*)

Eine grundlegende Arbeit über Dorf- und Landpädagogik

Der größte Prozentsatz der deutschen Minderheiten lebt in bäuerlichen Verhältnissen. Und Schule und Pfarrhaus bilden die tragenden Stützen der Erhaltung und Vertiefung deutschen Volkstums und deutscher Kultur. Dem Durchschnittsstädter ist es fast unmöglich, die Bedingtheiten des Landlebens, die Aufgaben, die aus seiner Eigenart erwachsen und damit die Wurzeln volkstümlicher und bodenständiger Kultur im tiefsten zu erfassen. Wer die Dorfgemeinschaft kennenlernen will, muß lange in ihr leben, muß Freude und Leid mit ihren Bewohnern teilen und sich ihr Vertrauen erwerben. Nur wenn ihm das gelingt, geht ihm der Sinn ihrer Sitten, Gebräuche und Lebensweise auf. — Diese Möglichkeit aber, ja — zutreffender gesagt, diese Aufgabe — haben in erster Linie der Seelsorger und der Lehrer der Dorfgemeinschaft. Ihnen erschließt sich Herz und Gemüt der Bewohner. Und sie können zuallererst die Aufgabe erkennen, die das ländliche Erziehungswesen zu erfüllen hat, um zu immerwährender geistiger und seelischer Regeneration der Gemeinde beizutragen. In dieser Weise, auf Grund langjähriger Beobachtungen und in liebevollem Sichversenken in die Welt des Dorfes hat Johann Friedrich Dietz ein Buch unter obigem Titel geschrieben (Verlag Hermann Böhlaus Nachf., Weimar, 1931 — 175 Seiten großoktav). Und wenn er sich auch in seiner Arbeit auf ein bestimmtes Gebiet mit besonderen Verhältnissen, auf die kleinbäuerlichen Dörfer des schwäbisch-fränkischen Unterlandes (also etwa auf das Gebiet zwischen Heilbronn—Marbach—Ellwangen und Mergentheim) beschränkt, so bietet das Werk im ganzen trotzdem — oder vielleicht gerade deswegen — so viel Wissenswertes und Erfahrungsmäßiges für das gesamte bäuerliche Deutschtum, daß jeder im dörflichen Leben und seiner Kultur Stehende und Führende es an Wissen und Anregungen reicher aus der Hand legen wird. In drei Hauptteilen handelt Dietz die dörfliche Welt ab. Im ersten Teil umreißt er den heimatlichen Lebensraum, das dörfliche Gemeinschaftsleben und die Dorfkultur. Im zweiten spricht er vom dörflichen Menschen. Im dritten behandelt er Stand, Möglichkeiten und Notwendigkeiten des dörflichen Erziehungswesens. Und gerade dieser Teil dürfte eine wahre Fundgrube für aufgeschlossene, schöpferische ländliche Pädagogen sein.

*) Erhältlich im „Dom"-Verlag, Lwów, Zielona 11.



Winter in der Heimat

Es würde den Rahmen dieser kurzen Abhandlung bei weitem überschreiten, wenn wir im einzelnen auf den Inhalt dieses Buches eingehen würden. Das Wort: „Nimm hin und lies!" gilt auch hier. Nur der Schlußabsatz sei angeschlossen, weil seine Sätze vielleicht am besten den Zweck und Sinn des Werkes vermitteln:

„Unsere Betrachtung des Dorfes als einer Stätte der Erziehung hat gezeigt, wie das Dorf und das dörfliche Leben im allgemeinen günstige Möglichkeiten bieten für das Heranwachsen des jugendlichen Menschen, sie hat aber auch mancherlei Mängel des Landlebens aufgewiesen und eine Fülle von Aufgaben entdeckt, die im Dorf auf Lösung

warten. Der wirtschaftlich meist in bedrängter Lage lebende Kleinbauer wird mit diesen Aufgaben allein nicht fertig. Er braucht dazu Helfer und Führer, die ihm zur Seite stehen, die ihm Wege weisen und ihn nach und nach fähig machen zur Selbsthilfe. Die berufenen Führer des dörflichen Menschen sind Dorfpfarrer und Dorflehrer. Eine große Verantwortung lastet auf ihnen. Viel haben sie schon geleistet in selbstlosem Dienst, viel bleibt ihnen noch zu tun. Sie erwarten Unterstützung und Hilfe von der Dorfgemeinschaft, sie verlangen aber auch Förderung und Anerkennung ihrer Arbeit vom Staate.

Allzu lange hat der Staat das Land nur betrachtet als Rekrutierungs- und Verproviantierungsbezirk für seine Armeen. Seine Kulturaufgaben hat er, wie wir gesehen haben, dem Land gegenüber vernachlässigt. So ist es nicht verwunderlich, daß die tätige Anteilnahme der großen Masse ländlicher Bevölkerung an den wichtigen Fragen des geistigen Lebens, am Schicksal der im Staat zusammengeschlossenen Gemeinschaft den Staatsnotwendigkeiten noch nicht entspricht, daß die im Landvolk schlummernden Anlagen, die für das Gemeinschafts- und Staatsleben, für die Kultur durchaus notwendig sind, nicht genügend entwickelt werden.

Der Staat hat am Bauerntum Raubbau getrieben. Es ist Zeit, daß er sich umstellt. Die Kraft jedes Volkes wurzelt in seinem Bauerntum, das Land ist die Kraftquelle für die menschenverbrauchenden Großstädte, nicht nur in physiologischem, biologischem, sondern auch in geistigem Sinne. Fr. Giese hat in seiner Untersuchung über „Das Land und die Herkunft geistiger Führer" nachgewiesen, daß das Land eine auffallend hohe Zahl geistiger Führer stellt. „Unsere höchsten Kulturgebiete (Religion, Menschenbildung, Weltanschauung) leiten ihre geistigen Fermente, d. h. ihre führenden Träger in der Gegenwart aus ländlichem Milieu her."

„Die Stadtkultur ist so in ihrem besten Kern wie in ihren wirtschaftlichen, physiologischen, biologischen und sozialen Voraussetzungen abhängig von der Dorfkultur, zehrt von ihr." Will unser Volk sich die Kraftquelle des Bauerntums und damit sich selbst erhalten, so muß es auch Opfer für das Land bringen. Die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat das Landvolk schwer geschädigt und bedroht das Bauerntum mit dem Untergang. Hier tut Hilfe not. Die beste Hilfe ist die Förderung und Unterstützung einer guten ländlichen Erziehung, die das Landvolk fähig und stark macht zur Selbsthilfe. „Von der rechtzeitigen und sachgemäßen Lösung der Erziehungsfragen hängt die Erhaltung der inneren Gesundheit und Lebensfähigkeit des deutschen Bauerntums innerhalb der Nation ab."

Mögen recht viele tüchtige und tatkräftige Menschen sich um die Lösung dieser Erziehungsfragen bemühen, und mögen sie von Staat und Gemeinden in ihrer Arbeit bereitwillige Unterstützung erfahren, damit das deutsche Landvolk endlich innerlich und äußerlich frei und selbständig wird zum Wohl unseres ganzen Volkes!" —

Das sind Worte, die sowohl für das Reichsvolk und seine Führer als auch für die deutschen Minderheiten und Siedlungen in aller Welt geschrieben sind. Dort hat Verstädterung und Industrialisierung die Erkenntnis der Wichtigkeit eines in sich gefestigten, schöpferischen und lebendigen Landvolkes zurückgedrängt. Hier hat der Mangel an Mitteln, Unterdrückung durch Fremde und das Fehlen einheitlicher, zielbewußter Führer manches versäumen lassen, was hätte getan werden können. Mag das Buch des Dr. Dietz dazu beitragen, daß diejenigen, die zur Pflege des Bauerntums und Landvolkes berufen sind, ihre Aufgabe erkennen und alles daransetzen, sie zu erfüllen.

Tagung deutscher Landwirte in Posen

Generalversammlung der Westpolnischen Landwirtschaftlichen Gesellschaft

Etwa 800 deutsche Landwirte und Landfrauen, meist Vertreter des großen und mittleren Grundbesitzes, waren am 19. v. Mts. in Posen zur Generalversammlung der Westpolnischen Landwirtschaftlichen Gesellschaft zusammengekommen. Auch Vertreter befreundeter Organisationen, der Kirchen und der Behörden waren erschienen und so machte die große Versammlung einen großartigen Eindruck, wenn auch die Zahl der Versammelten weit hinter der vergangener Jahre zurückblieb. Besonders wurde bei der Begrüßung der Gäste durch den Vorsitzenden, Frhrn. von Massenbach-Konin, der Vertreter des Oberschlesischen Landbundes, Herr v. Hegenscheidt, willkommen geheißen.

Aus dem Jahresbericht des Hauptgeschäftsführers Kraft ging hervor, daß die Westpolnische Landwirtschaftliche Gesellschaft

trotz der Verschärfung der Krise im Berichtsjahr weitere Fortschritte gemacht hat.

Zu den 700 Mitgliedern des vorangegangenen Jahres sind 449 neue hinzugekommen. Die Organisation umfaßt einen Landbesitz von insgesamt 1 300 000 Morgen land- und forstwirtschaftlich genutzter Fläche. Mit der Durchführung von 1150 Veranstaltungen ist die Vereinstätigkeit reger geworden. Neu entstanden sind fünf neue Ortsvereine, so daß es jetzt 194 Ortsvereine und 25 Kreisvereine gibt. Die Krise kommt u. a. darin zum Ausdruck, daß die sachliche Beratung durch die Gesellschaft sich früher fast durchweg auf die Erhöhung der Produktion bezog, während jetzt Fragen nach Verbilligung im Vordergrund stehen. Man hat sich gefragt, ob in den gegenwärtigen schweren Zeiten die Aufrechterhaltung der Gesellschaft angebracht sei. Die Delegiertenversammlung hat einstimmig erklärt, daß gerade jetzt die Westpolnische Landwirtschaftliche Gesellschaft unbedingt notwendig sei. Unter den Vorträgen der Tagung waren von allgemeinem Interesse die

„Vorschläge zur Linderung der Landwirtschaftsnot"

des Senators Dr. Busse.

Die Landwirtschaft in Polen kann die überall gemachte Feststellung, daß es mit der Wirtschaft wieder bergauf gehe, nicht gelten lassen, denn der Index der Preisgestaltung ist seit 1929 um 55 Prozent gefallen, im letzten Jahre um 27 Prozent. Durch den Kaufkraftmangel der Landbevölkerung ist die industrielle Produktion überall mächtig zurückgegangen. Gleichzeitig ist eine Ueberproduktion von Getreide zu beobachten. Die Getreideüberschüsse könnten durch Verfütterung beseitigt werden, wenn man überall in der Landwirtschaft die Motore abschaffen und wieder zu den Zugtieren greifen würde. Dieser Vorschlag ist natürlich sehr theoretisch. Aber von größtem praktischen Wert ist der Vorschlag zur Beseitigung der Kartoffelüberschüsse die Beimischung von Spiritus zu den Treibstoffen zu verordnen. In der Tschechoslowakei ist bewiesen, daß es geht.

Die Rentabilität der Betriebe muß wieder hergestellt werden. Die Löhne können kaum geändert werden. Um die Rentabilität wieder herzustellen, ist eine Preissenkungsaktion notwendig. Der Stickstoffdünger ist immer noch viel zu teuer. Sein Preis ist erst um 28 Prozent zurückgegangen, während die Preise der Agrarerzeugnisse sich um 55 Prozent ermäßigt haben. Auch die Futtermittel sind so teuer, daß der Landwirt gezwungen ist, Eigenprodukte zu verfüttern. Die Kartellpreise aber sind seit 1928 überhaupt nicht in nennenswertem Umfang gesenkt worden. Außerordentlich drückend sind auch die sozialen Abgaben. Die Krankenkassen haben die Beiträge zwar um 25 Prozent gesenkt, aber sie sind immer noch zu hoch. Die Bewohner der Westgebiete haben das Fünffache von dem an sozialen Leistungen zu entrichten, was in den übrigen Teilgebieten gefordert wird. Auch die Senkung der Steuern hat in der Praxis keine Auswirkungen gezeigt. Die Einkommensteuer ist fast überall in den ländlichen Betrieben erhöht worden. Dazu erscheint das Gespenst einer neuen Vermögenssteuer am Horizont.

Die Einnahmen sind so, daß sie in den meisten Betrieben gerade die Ausgaben decken. Aber das ist verhängnisvoll, denn der Landwirt kann dabei natürlich nicht an Investierungen denken und kann auch nicht den Boden in erforderlichem Maße kultivieren, so daß die Kraft des Bodens abnimmt.

Die Landwirtschaft in Polen ist mit 5 Millionen verschuldet und die Bodenpreise sind um ein Drittel gefallen.

Der Schuldner hat also bei der heutigen Wirtschaftslage keine Möglichkeit, wieder ins Reine zu kommen.

Im Wirtschaftsleben Polens steht die Landwirtschaft, die 70 Prozent der Bevölkerung nährt, an der Spitze. Und das Schwinden ihrer Konsumfähigkeit

hat die Katastrophe der städtischen Erwerbszweige herbeigeführt.

Dauert dieser Zustand an, so geraten die Banken — die staatlichen und die privaten — und die Genossenschaften in Gefahr.

Die Rettung liegt in der Erhöhung der Produktenpreise, die anormal sind. Wie aber können die Preise gehoben werden?

Durch Ausfuhr der Ueberschüsse zu angemessenen Preisen und Schaffung eines Inlandsmarktes.

Die Stützungsaktion der Staatlichen Getreidewerke war nicht durchgreifend. Die Tatsache, daß die Silos voll waren, hat dem Handel und dem Mühlengewerbe die Luft zu jeder Betätigung genommen.

Die Exportprämien für Getreide müssen erhöht werden, das ist der springende Punkt. Das muß der Regierung möglich sein, denn die aus Polen zu exportierenden Getreidemengen sind gering, die Ueberschüsse machen nur 4 bis 5 Prozent der Ernten aus. Dieser Forderung wird entgegengehalten, daß die Lebensmittelpreise dadurch gefährdet werden könnten. Aber als die Getreidepreise hoch waren, ging es der Landwirtschaft gut, und als 70 Prozent der Bevölkerung ein gutes Leben hatten, waren Glanzzeiten der polnischen Wirtschaft. Auch der

oft gemachte Hinweis, daß kein Geld zur Prämiierung des Exports vorhanden

sei, ist nicht haltbar, denn in den letzten drei Jahren wurden nur 91 Millionen an Prämien für den Export von Getreide und anderen Lebensmitteln ausgeworfen, also ein minimaler Bruchteil der Budgets.

Auch ist festzustellen, daß die Deflation in Polen zu weit getrieben ist, der Geldumlauf ist zu knapp. Deshalb soll aber auf keinen Fall die Inflation gepredigt werden. Aber dringend ist die Forderung zu erheben,

die Golddeckungsquote herabzusetzen.

Jetzt beläuft sich diese Quote auf 40 Prozent. Auch mit 35 Prozent wäre der Zloty nicht ge-

fährdet, — aber der Banknotenumlauf könnte um 150 Millionen, die die Wirtschaft dringend braucht, erhöht werden. Das wäre eine außerordentliche Maßnahme, aber eine außerordentliche Lage verlangt solche Maßnahmen.

Oberlandwirtschaftsrat Dr. Kaßnitz-Stettin sprach in fesselnder Weise über „Beobachtungen über Wirtschaftsberatungen unter besonderer Berücksichtigung von häufig vorkommenden Fehlern in Betrieben" und Prof. Dr. Richter vom Institut für Fütterungstechnik der Versuchs- und Forschungsanstalt für Tierzucht in Tschechnitz über „Zweckmäßige Fütterung unter den derzeitigen wirtschaftlichen Verhältnissen".

Im Rahmen der Welage-Tagung hielt der Frauenausschuß eine Landfrauenversammlung ab, bei der Frau von Loesch einen Vortrag über das Thema „Die ländliche Hausfrau" hielt. Gleichzeitig fand die Generalversammlung des Arbeitgeberverbandes statt.

Die Tagung nahm einen ausgezeichneten Verlauf. Posen stand einen Tag lang im Zeichen der deutschen Landwirte.

Aus Zeit und Welt

Die Post ist zu teuer

In den Beratungen über den Etat des Post- und Telegraphenministeriums, die am Donnerstag im Haushaltsausschuß des Sejm geführt wurden, wurde allseitig Klage darüber geführt, daß die Post- und Telegraphengebühren verhältnismäßig hoch seien. Der jüdische Abgeordnete Rosmarin beklagte sich im besonderen darüber, daß noch weiterhin eine Briefzensur bestehe. Eine große Sensation rief die Frage des sozialistischen Abgeordneten Pużak hervor, ob es stimme, daß der Leiter der Rundfunkgesellschaft „Polskie Radjo" ein Jahresgehalt von 100 000 Zloty beziehe.

Der Postminister Boerner hob hervor, daß sich in den letzten Jahren die Verhältnisse im Postwesen gebessert hätten. Um die Einnahmen zu erhöhen, sei die Post nach kaufmännischen Grundsätzen tätig. Die Post schließe mit keinem Defizit ab, wenn auch der Ueberschuß ganz gering sei. Zu dem Gehalt des leitenden Direktors des Polskie Radjo erklärte der Minister, daß das Gehalt von 100 000 Zloty jetzt um 50 Prozent gekürzt worden sei.

Der Etat des Post- und Telegraphenministeriums gelangte in zweiter Lesung zur Annahme.

Aufgedeckte Privatpost

In Lemberg wurde eine Privatpost aufgedeckt, die nicht nur die Zustellung von Briefen und Paketen, sondern auch von Geld übernahm. Mit diesem Geschäft befaßte sich das Speditionsbüro „Ruch-Promet", das im ganzen Gebiet Zweigstellen besitzt. Da die Beförderung nicht nur tadellos funktionierte, sondern auch billig (!) war, machte die Firma gute Geschäfte Schließlich kam die Post dahinter, die die Polizei veranlaßte, einzuschreiten. Im Hauptgeschäft und in dessen Zweigstellen wurden gleichzeitig Haussuchungen vorgenommen. Das gefundene belastende Material wurde dem Staatsanwalt übergeben.

Der Etat für Pensionen hat sich in 9 Jahren verfünffacht

Interessantes Material, das in der Oeffentlichkeit bisher unbekannt oder zu wenig beachtet wurde, lieferte die Behandlung des Etats für Pensionen und Invalidenrenten im Haushaltsausschuß des Sejm. Der Etat für Pensionen steigt in überaus schnellem Tempo. Während im Jahre 1924 für diesen Zweck 32 300 300 Zloty verausgabt wurden, sind für das Etatsjahr 1933/34 dafür bereits 157 800 000 Zloty veranschlagt. Der Etat für Invalidenrenten ist um 20 Millionen niedriger veranschlagt: an Invalidenrenten sind für das Etatsjahr 1933/34 137 880 000 Zloty vorgesehen, wobei jedoch 25 000 Invaliden aus verschiedenen Gründen keine Rente erhalten. Die Zahl der Pensionäre beträgt 68 000, die der Invaliden 108 000 Personen. Nach einer kurzen Aussprache wurde der Etat angenommen.

5 Milliarden Zloty Staatsschulden

In der Sonnabend-Sitzung der Sejmkommission für Staatsschulden erfuhr man, daß die Auslandsverschuldung Polens 4½ Milliarden Zloty, die inneren Anleihen über 450 Millionen Zloty betragen. Zur Frage der polnischen Schulden gegenüber Amerika wurde von einem Regierungsvertreter die Erklärung abgegeben, daß die Verhandlungen mit der Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika nach einigen Monaten vor sich gehen würden. Da die Verschuldung für gelieferte Lebensmittel entstanden ist, sprach sich die Kommission dahin aus, daß die Umrechnung nach den gegenwärtigen Lebensmittelpreisen erfolgen solle. Es wurde betont, daß die damals gelieferten Waren nicht den fünften Teil des jetzigen Wertes hätten.

Wiedereinrichtung des Minderheitenamtes in Rumänien

Am 13. Januar ist in Bukarest die Regierung Maniu durch eine neue Regierung unter dem Ministerpräsidenten Wajda Woewod ersetzt worden. Maniu hatte das unter seinem Vorgänger Jorga unter der Leitung von Rudolf Brandsch eingerichtete Minderheitenamt wieder aufgelöst und bei den Verhandlungen über die Regierungsbildung diese Auflösung zu einer unumgänglichen Bedingung gemacht. Der König hatte seine Zustimmung dazu nur gegeben, um die Bildung der Regierung Maniu nicht scheitern zu lassen. Der Nachfolger Manius hat jetzt das Minderheitenamt wieder eingerichtet. Aber mit seiner Leitung hat er nicht auch wieder den Deutschen Rudolf Brandsch, sondern den Rumänen Serban betraut. Brandsch hatte noch vor kurzem in der deutschen Presse Rumäniens in einem „Minderheitenproblem und Weltanschauung" überschriebenen Aufsatz gegen die Unduldsamkeit gewisser politischer Kreise Rumäniens gegenüber den Minderheiten scharf Stellung genommen. Der Erfolg ist nun zwar der, daß der neue Ministerpräsident auf den dringenden Wunsch des Königs zwar das Minderheitenamt wieder eingerichtet hat, aber unter Ausschaltung Brandschs.

Kriegsmaterial vor der Sejm-Kommission

Die Haushaltskommission des Sejm hat am Donnerstag die Aussprache über den polnischen Heeresetat beendigt. Im Namen des Nationalen Klubs sprach der Abg. Fürst Czetwertyński, der seinem Bedauern darüber Ausdruck gab, daß so wichtige Beratungen, wie sie der Heeresetat biete, nur eine beschränkte Dauer hätten. Der Nationale Klub sei der Ansicht, man müsse dem Heere im neuen Jahr an Material dasselbe geben wie im vorigen Jahre. Da jedoch dieses Material um 30—40 Prozent billiger geworden sei, so müßten auch die Ausgaben um soviel geringer sein. Im laufenden Jahre seien Ersparnisse von 60—70 Millionen erzielt worden, und es sei nun interessant, zu erfahren, ob dies der Verbilligung des Materials zu verdanken sei.

Nach den Ausführungen des Fürsten Czetwertyński entstand eine heftige Polemik. Abg. Tebinka vom Regierungsblock erhob gegen den nationalen Abgeordneten den Vorwurf, daß die Polizei im Parteilokal des Nationalen Klubs in Thorn Flugblätter regierungs- und staatsfeindlichen Inhalts gefunden habe, die massenweise in den Wojewodschaften Pommerellen und Posen zur Verteilung gelangt seien. Die Abgg. Arciszewski und Fürst Czetwertyński bestritten ganz entschieden, daß die Nationale Partei mit dem Druck und der Verteilung dieser Flugblätter etwas gemein gehabt hätten. Fürst Czetwertyński rief, an Tebinka gewandt: „Das ist nicht wahr, das ist eine Provokation", und der Abg. Arciszewski bezeichnete Tebinka als einen Lumpen. (Im Zusammenhang mit diesem Zwischenfall hat Tebinka dem Abgeordneten Arciszewski seine Sekundanten geschickt.)

Abg. Tebinka, der anscheinend der Spionitis-Epidemie verfallen ist, wie andere Leute der Grippe, wies sodann, gestützt auf einen Einzelfall, auf Danzig als die Zentrale der deutschen Spionage gegen Polen hin und fordert, daß die Regierung durch energisches Eintreten Danzig zwingen solle, diese Aktion nicht mehr zu dulden.

Eine längere Rede hielt sodann

Vizeminister General Skladkowski,

der seine Ausführungen über die Entwicklung der Produktion und der Tätigkeit des Kriegsministeriums durch zahlreiche Zeichnungen veranschaulichte. Das Bild wurde vervollständigt durch sehr umfangreiches Zahlenmaterial und viele Einzelheiten über die Reorganisation der Rüstung, den Abbau der Etats, die Verminderung der Verteidigung gegen Gasangriffe usw. Im Anschluß hieran

betrat ein Soldat in Fliegeruniform, Gasmaske und vollständiger Ausrüstung den Saal,

wobei der Minister näher auf die Art der Ausrüstung einging. Anknüpfend an die Vorführung der Tanks erklärte General Skladkowski, daß selbst dann, wenn das polnische Heeresautomobil nicht vollkommen sei, ein gewaltiger Fortschritt darin erblickt werden müsse, daß es einen einheitlichen Typ gebe. Die Motorisierung der Armee soll in der nächsten Zukunft verwirklicht werden.

Der Minister zeigte noch das Brot und die Konserven, die im Heere verwendet werden, ferner die in Heeres-Unternehmungen hergestellte Watte und bemerkte hierzu, daß man bereits für fünf Millionen Zloty solche Watte hergestellt habe. Die Fortsetzung ihrer Herstellung könnte die polnische Außenhandelsbilanz bedeutend entlasten. Um den Privatunternehmungen keine Konkurrenz zu machen, seien militärische Elektrizitätswerke und militärische Wasserleitungen zum Teil stillgelegt. Von den militärischen Druckereien seien nur zwei beibehalten worden. Der General schloß seine Rede mit folgenden Worten: „Es ist unser Ehrgeiz, der Republik eine dauernde Sicherheit und den Frieden zu gewährleisten. Erreichen können wir das durch Korrektheit und Arbeit. Das Heer ist belebt von der größten Opferwilligkeit, und sein Ziel besteht darin, nicht allein seine Pflicht zu tun, sondern auch die Achtung und Liebe des Volkes zu gewinnen."

Nachdem noch einmal der Referent, Abg. Polakiewicz, gesprochen hatte, wurde der Heeresetat in zweiter Lesung ohne Aenderungen angenommen.

Deutsche Kriegsgräberstätte Hohrod-Bärenstall (Vogesen)

Eingeschlossen in die bewaldeten Berge der Vogesen liegt am Hang des Schratzmännele in der Nähe des schwer umkämpften Lingekopfes der deutsche Sammelfriedhof Hohrod-Bärenstall. Hier ruhen insgesamt 2373 deutsche Gefallene, die von 28 alten deutschen Anlagen, u. a. vom Schratzmännele, Lingekopf, Combekopf und vom Barrenkopf, hierhin umgebettet worden sind, 1450 in Einzelgräbern und 923 namentlich bisher nicht festgestellte Tote in einem großen Kameradengrab.

Ursprünlich machte die Anlage, wie fast alle unsere Ehrenstätten in Frankreich, einen traurigen, verlassenen Eindruck. Jetzt ist sie aber vom Volksbund Deutscher Kriegsgräberfürsorge aus Mitteln der Paten, der Kreisverbände Oberbayern und Schwaben-Landesverband Bayern des Volksbundes, in würdiger Weise ausgestaltet worden. Eine besonders liebevolle Behandlung erfuhr das große mit Zwergkiefern bepflanzte Kameradengrab. Mit einer Bruchsteinmauer aus rotem Vogesensandstein wurde es umgeben, an den beiden vorderen Ecken stehen zwei Denkmäler, deren würfelartiger Unterbau in der Vorderseite je einen großen Quader mit Inschrift trägt. Diese Eckpfeiler werden von schweren, in Kupfer getriebenen Kreuzen gekrönt. Die gesamte Fried-

hofsanlage ist nach der Straße zu mit einer massiven Bruchsteinmauer ebenfalls aus rotem Vogesensandstein abgeschlossen worden, in deren Mitte zwischen 2 gedrungenen Steinpfeilern ein zweiflügeliges Tor aus Schmiedeeisen angebracht ist.

Die Gräberfläche ist mit Heidekraut bepflanzt, vor den Eckpfeilern des Kameradengrabes stehen Königskerzen. So paßt sich die Gesamtanlage mit ihren wuchtigen Mauern und Pfeilern, mit ihren Blumen der Vogesenlandschaft völlig an, ein würdiges Wahrzeichen deutschen Heldentums.

Aus Stadt und Land

Lemberg. (Konfirmandenunterricht.) Die Einschreibungen in den diesjährigen Konfirmandenunterricht werden in der Pfarrkanzlei, ul. Kampiana 4, täglich in der Zeit zwischen 10 und 1 Uhr mittags vorgenommen. Am Sonntag, dem 5. Februar, um 10¼ Uhr vorm. findet in der evangelischen Kirche, Zielona, ein feierlicher Eröffnungsgottesdienst und am Mittwoch, dem 8. Februar, um 3 Uhr nachm. in der evangelischen Schule die erste Konfirmandenunterrichtsstunde statt.

Lemberg. („Frohsinn.") Der D. G.-V. „Frohsinn"-Lemberg hat an alle in Lemberg wohnenden Deutschen Fragebogen ausgeschickt. Der Vorstand bittet, diese Fragebogen möglichst bald beantwortet in der Vereinskanzlei, Zielona 11, abzugeben bzw. mit der Post einzuschicken. Die Antworten werden dem Vorstand als Richtschnur dienen. Dadurch ist ein besseres „Sichverstehen" möglich, um auch allen gerechten Forderungen nachkommen zu können.

Bolechów. (Lehrerkonferenz.) Am 13. Jänner d. Js. fand in der evangelischen Schule in Bolechów eine Konferenz des Stryjer Zweiglehrervereins statt, die leider nicht so gut besucht war, als man es mit Rücksicht auf das interessante Programm derselben erwarten durfte. Herr Lehrer Enders hielt zunächst eine praktische Lektion im polnischen Unterricht mit der Oberstufe seiner Schüler. Dann folgten Referate über Kerschensteiner (Lehrer Niemczyk) und den neuzeitlichen Geographieunterricht (Oberlehrer Bollenbach), die, wie die praktische Lektion die Anwesenden in großer Spannung hielten und eine sehr lebhafte Aussprache auslösten. Am Abend fand im Gemeindehaus der evangelischen Gemeinde eine musikalische Aufführung statt. Es wurde ein Singspiel gegeben, das Herr Enders verfaßt hat. Es wurde sehr gut vorgetragen und fand viel Beifall.

Dornfeld. (Polnischer Besuch.) Am 12. Dezember 1932 wurde die Gemeinde Dornfeld vom Polnischen Frauenverein für bürgerliche Arbeit (Związek Pracy) aus Lemberg besucht. Die Teilnehmer des Ausfluges kamen auf Lastautos nach Dornfeld. Die Zahl der Besucher betrug ungefähr 40 Personen und bestand aus Mittelschullehrerinnen, Volksschullehrerinnen, Hochschülern und Lehrern. Die Gäste interessierten sich vor allem für die Dornfelder Volkshochschule, welche sie eingehend besichtigten. Der Begründer und Leiter der Volkshochschule, Pfarrer Dr. Fritz Seefeldt, begrüßte die Gäste im Volkshochschulsaale und hielt dann in polnischer Sprache einen Vortrag über die Gründung und den Werdegang der Volkshochschule in Dornfeld. Die polnischen Gäste folgten mit Spannung den Ausführungen des Redners. Anschließend wurde ein Rundgang durch das Dorf gemacht. Die Gäste besichtigten die Molkerei, auf welche der mit den Gästen mitgekommene landwirtschaftliche Referent des Lemberger Bezirksausschusses, Herr Ingenieur Szczepański, besonders aufmerksam machte. Der Obmann der Molkereigenossenschaft, Herr Gemeindevorsteher Georg Bechtloff, erläuterte fachkundig die Einrichtung der Molkerei. Besonderes Interesse erregte bei den Gästen der stattliche zur Molkerei gehörige Eiskeller, der eben fertiggestellt, durchaus modern gebaut wurde. Unter Führung von Lehrer Bisanz besichtigten die Gäste die Volksschule, studierten mit Interesse den Stundenplan und erkundigten sich nach dem polnischen Unterricht. Dann wurde noch die Kirche, das Deutsche Haus u. a. besichtigt. Die Gäste sprachen wiederholt ihre Bewunderung über die stattliche Gemeinde und deren kulturelle und wirtschaftliche Einrichtung aus. Nach herzlichem Abschied fuhren die Gäste abends fort.

Stryj. (Aufführung der Liebhaberbühne.) Am Sonntag, dem 12. Februar d. J., bringt die Liebhaberbühne unseres Jugend- und Singvereins im Deutschen Evgl. Gemeindehause um 7 Uhr abends das Drama: „Einsame Menschen" von Gerhart Hauptmann zur Aufführung. Alle Volksgenossen sind herzlich eingeladen. Der Reingewinn wird zur Schuldentilgung des Gemeindehauses verwendet. O. D.

Weinbergen. (Faschingskränzchen.) Am 18. Februar d. Js. findet hier im Deutschen Hause ein Faschingskränzchen statt, zu welchem Volksgenossen aus der Stadt und vom Lande herzlichst eingeladen werden. Die Musik liefert eine Lemberger Militärkapelle, für Erfrischungen sorgt das Komitee. Der Eintrittspreis beträgt für Herren 1,50, für Damen 1 Złoty. Die Unterhaltung beginnt um 8 Uhr abends.

Reichsheim. (Weihnachtsfeier). Am heiligen Abend fand nach dem Gottesdienste in der hiesigen evang. Kirche unter Leitung des Ortslehrers eine Weihnachtsfeier statt. Die Schulkinder deklamierten verschiedene Weihnachtsgedichte und sangen Weihnachtslieder. Die Feier wurde durch den Sologesang „O heilige Nacht, voll himmlischer Pracht" von Frau M. Wagner unter Orgel- und Violinbegleitung noch verschönt. Nach der Feier fand die Christbescherung der Schulkinder statt, die bei denselben eine große Freude hervorrief.

(Aufführung). Am 1. Weihnachtsfeiertag um 6 Uhr abends versammelte sich die Gemeinde im Klassenzimmer der evangelischen Schule zu einer Aufführung der Schuljugend. Das Programm dieser Veranstaltung war sehr reichhaltig. Nach einer Begrüßungsansprache des Ortslehrers wurde die Vorstellung mit einem Weihnachtsprolog eröffnet. Gespielt wurden folgende Stücke: „Schneemittchens Heimweh und die Liebe der Zwerge", „Rotkäppchens Christbaum", „Die Bestellung", „Himmelsbrot", „Des Weihnachtsbaums Bedeutung", die Krippenspiele: „O freudevolles Heute" und „Er ist's". Den Abschluß der Weihnachtsaufführung bildete ein Reigen um den Christbaum, der mit den Worten begann: „Knecht Ruprecht ist kein Butzebock". Alle Stücke waren gut vorbereitet und machten einen erhebenden Eindruck. Ganz besonders hervorzuheben sind die beiden Krippenspiele, die der ganzen Vorstellung ein feierliches Gepräge gaben und die Anwesenden das Wunder der heiligen Nacht miterleben ließen. Sämtliche Darbietungen waren von entsprechenden Weihnachtsliedern- und -Gedichten umrahmt. Der Reingewinn von der Vorstellung wurde zur Deckung der Kosten anläßlich der Christbescherung bestimmt.

Bronisławow. (Trauung). Am 7. Jänner d. J. fand hier die Trauung von Fräulein Ernestine Müller mit Herrn Keipper statt. Den Trauakt vollzog Herr Praffer aus Jozefow. Um 6 Uhr abends versammelten sich die Hochzeitsgäste in der durch Reflektoren hellerleuchteten Kirche, wo zwischen 2 strahlenden Christbäumen das Brautpaar eingesegnet wurde. Herr Pfarrer legte seiner Betrachtung die Worte zu Grunde: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen." Den jungen Leuten wurde die Wichtigkeit eines solchen Schrittes klar gemacht, wobei sie inne wurden, daß nur ein auf Gott eingestelltes Leben, das reinste Glück erlange. Nach dieser feierlichen Handlung folgte der Hochzeitsschmaus und nachher Tanz bis zum Morgengrauen. Die ganze Gesellschaft fühlte sich recht wohl, da für gute Stimmung reichlich gesorgt wurde. Dabei vergaß man auch nicht des Kinderheims und eine durch Herrn Pfarrer eingeleitete Sammlung ergab den schönen Betrag von zł 24. Viel Glück und Segen dem jungen Ehepaare.

R.

Hartfeld. (Weihnachtsvorstellung). Wie voriges Jahr, so fand auch dieses Jahr in der evangelischen Schule am 2. Weihnachtstag 7 Uhr abends eine Weihnachtsvorstellung mit einem sehr reichhaltigen Programm statt. Das geräumige Klassenzimmer war bis auf den letzten Platz besetzt, denn die Weihnachtsvorstellung wird ja von den Schulkindern gegeben, und wie gern lauscht doch jung und alt den herrlichen Liedern, wie auch den Weihnachtsspielen, die sie uns darbieten. Zwischen die Weihnachtsspiele waren Lieder eingestreut worden und die kleinen Sänger hatten ihre oft ziemlich schwierige Aufgaben, wie z. B. den vierstimmigen Kanon: „Ehre sei Gott in der Höhe" oder auch: „Vom Himmel hoch" und „Stille Nacht", zweistimmig, ganz schön ausgeführt. Damit sich die Zuschauer auch während den einzelnen Pausen nicht langweilten, spielte unsere Kapelle Weihnachtslieder und sonstige heitere Sachen. Gut gelungen sind auch die Weihnachtsspiele der Schulkinder: „Die Tannenfee" (ein Weihnachtsmärchenspiel) und „Christkindlein im Schusterkeller" (ein Weihnachtsscherz für Kinder). Besonders das letzte stimmungsvolle Weihnachtsstück zeigte uns in sinniger Weise, wie das Christkindlein auch bei armen Kindern, die folgsam und fleißig sind, seinen Einzug hält. Die kleinen Darsteller haben mit diesem Stückchen auch einen reichen Beifall geerntet. Allgemeinen Beifall fand auch die Aufführung des Stückes: „Das Weihnachtsglück der Sängerin", von unserer erwachsenen Jugend. Zum Schluß sang noch die Jugend das Lied: „Es ist ein Ros' entsprungen." Befriedigt zogen die Gäste nach Hause. Der Ertrag dieser Vorstellung wurde zur Deckung der Ausgaben zur Christbescherung für unsere Schulkinder verwendet, die daher trotz der großen Krise dieses Jahr reichlicher sein konnte, als im vergangenen Jahr. Außer Süßigkeiten und Schreibsachen konnte einem jeden Kinde auch noch ein schönes Weihnachtsbüchlein am Heiligen Abend zur Christbescherung als Überraschung gegeben werden. Möchte uns doch der Allgütige auch in den künftigen Zeiten eine wahre Weihnachtsfreude schenken!

Zeitschriften

Eine zuverlässige **Chronik des gesamten Zeitgeschehens?** Die können Sie sich ohne besondere Mühe selbst schaffen. Wie? Sehr einfach! Durch ein Abonnement auf die „Deutsche Kurz-Post", Deutschlands Kurzzeitung. Die „DKP." erscheint wöchentlich einmal und bringt kurz und klar — fast im Telegrammstil — nur das Wichtigste des Weltgeschehens. Alle Sensationsnachrichten usw. sind ausgeschaltet. Der Stoff wird in vier Gruppen zergliedert, und zwar in Ausland und Auslandpolitik, Inland und Inlandspolitik, Wirtschaft und Börse, Verschiedenes. Vierteljährlich wird ein Sonderbericht über ein aktuelles Thema geliefert. Interessenten stehen Probehefte kostenlos zur Verfügung beim Rudolf Lorentz-Verlag, Charlottenburg 9.

Wirb neue Leser für dein Blatt!

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen:
v. 19. 1. bis 25. 1. 1933. 8.92—8.91.50

2. Getreidepreise pro 100 kg am 23. 1. 1933.

	Loco Verladestat.	Loco Lemberg
Weizen vom Gut	28.00—29.00	30.00—30.5
Weizen Sammel.	26.00—26.75	27.25—27.75
Roggen einheitl.	.15.00—15.25	16.50—16.75
Roggen Sammell.	14.00—14.25	15.50—15.75
Mahlgerste	11.75—12.25	12.75—13.25
Hafer vom Gut .	11.75—12.00	13.25—13.75
Hafer Sammelldg	10.75—11.00	—
Mais	12.50—13.00	—
Roggenkleie	7.25— 7.75	—

3. Molkereiprodukte u. Fier im Großverkauf:
Vom 19. 1. 1933 bis 25. 1 1933, Butter-Block 2.40, Kleinpackung 2.60, Milch 0.18 zł, Sahne 24% 0.80 zł, Eier (Schock) 6.20 zł.

Mitgeteilt vom Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Lwów, ul. Chorążczyzna 12.

im WALD und auf der HEIDEN

Ueber die Trappe

An geeigneten Stellen der norddeutschen Ebene, auf weiten waldlosen Ackerflächen Mittel- und Süddeutschlands, trifft man zuweilen noch Flüge des größten europäischen Landvogels, der Trappe.

Große schwerleibige Vögel mit mittellangem dickem Halse, ziemlich großem Kopfe und mittelhohen, sehr starken Läufen und dreizehigen Füßen.

Sie werden in allen Ländern mit einer gewissen Leidenschaft gejagt, weil ihre große Vorsicht die menschliche Ueberlegenheit herausfordert. Man wendet die verschiedensten Mittel an, um sich der achtsamen Geschöpfe zu bemächtigen, jagt aber trotzdem durchaus nicht immer mit Glück.

Unter den Sinneswerkzeugen der Trappe ist das Auge am meisten entwickelt. Ihrem Scharfblick entgeht so leicht nichts.

Schon aus weiter Ferne beobachtet sie die vermeintlichen Gefahren, besonders die ihr verdächtige einzelne Person und wenn diese glaubt, sie sei von der Trappe, die sie zu beschleichen gedenkt, noch fern genug, als daß man sie schon bemerkt haben könnte, so irrt sie gewöhnlich.

Selbst Gräben und Hügel, unter dessen Schutz man sich schußfertig nähern könnte, zu benutzen, geben dem argwöhnischen Wild sofort Anlaß, die Flucht zu ergreifen, sobald es den sich nähernden Jäger nicht mehr sieht.

Ihr kluger Instinkt unterscheidet den Jäger auch dann noch von anderen Menschen, wenn er in Weiberkleidern einhergeht. Aengstlich flieht sie ebenso vor dem Reiter wie dem Fußgänger. Man erfand daher den Trappenwagen, d. h. man setzte einen gewöhnlichen Bauernwagen rundum mit Strohgarben aus, verbarg sich dazwischen und ließ durch einen in seiner gewöhnlichen Tracht gekleideten Ackerknecht den Wagen auf die weidenden Trappenherden zufahren, in entsprechender Nähe einen Augenblick halten und feuerte nun so rasch wie möglich auf die stärksten Hähne.

Dennoch gelingt es keineswegs immer das scheue Wild zu hintergehen.

In den russischen Steppen hetzt man die Trappen nicht selten mit Windhunden, während in Asien mit Edelfalken und gezähmten Steinadlern gebeizt wird.

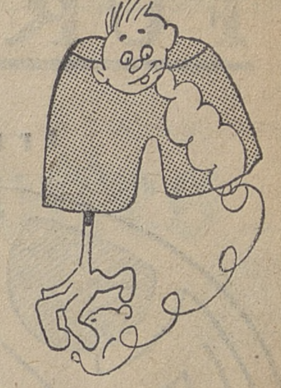
Der Gang des Großwildes, zu dem sie gerechnet wird, ist langsam und gemessen, verleiht daher dem Vogel eine gewisse Würde, doch kann die Trappe, wenn die Notwendigkeit eintritt, so eilig dahinrennen, daß sie ein Hund nur mit Mühe einholt.

Vor dem Auffliegen nimmt sie einen kurzen, aus zwei bis drei Sprüngen bestehenden Anlauf und erhebt sich dann zwar nicht gerade schnell, aber doch ohne sonderliche Anstrengung in die Luft, in gewissen Höhen streicht sie so schnell dahin, daß ein Kugelschuß schwer anzubringen ist.

Wolfram



Groß-Trappen



Die Windhosen

Beim Windhosenschneider Amorf
erstehen sich Palmström und Korf
zwei Windbeinkleider aus best-
empfohlenem Nordnordwest.

So angetan wirbeln sie quer
und kreuz über Festland und Meer
und fassen die Schurken beim Schopf
und lassen die Guten beim Topf.

Der Wetterwart schaut sie und stutzt:
zum erstenmal sieht er verdutzt,
was sonst rein phänomenal,
im Dienst einer klaren Moral.

*

Der Werwolf

Ein Werwolf eines Nachts entwich
von Weib und Kind, und sich begab
an eines Dorfschullehrers Grab
und bat ihn: Bitte, beuge mich!

Der Dorfschulmeister stieg hinauf
auf seines Blechschilds Messingknauf
und sprach zum Wolf, der seine Pfoten
geduldig kreuzte vor dem Toten:

»Der Werwolf, — sprach der gute Mann,
»des Weswolfs, Genitiv sodann,
»dem Wemwolf, Dativ, wie man's nennt,
»den Wenwolf, — damit hat's ein End'.«

Dem Werwolf schmeichelten die Fälle,
er rollte seine Augenbälle.
Indessen, bat er, füge doch
zur Einzahl auch die Mehrzahl noch!



Galgenlieder

Von Christian Morgenstern

War Christian Morgenstern, der im Jahre 1914 allzu früh Verstorbene ein Philosoph? War er ein Humorist? Jedenfalls war er ein Dichter, dem das Wort mehr bedeutete als nur die Bezeichnung für einen bestimmten Begriff; ein Weiser, der nicht nur den Sinn, sondern auch den Un-Sinn aller Dinge suchte.

Seine zahlreichen „Galgenlieder", diese grotesken Schöpfungen eines begnadeten Künstlers, sind jetzt vom Verlag Bruno Cassirer, Berlin, in einem Bande gesammelt als Volksausgabe herausgegeben worden. Wir entnehmen dieser Sammlung mit freundlicher Genehmigung des Verlages einige Gedichte, die uns für die Wesenheit Christian Morgensterns besonders charakteristisch scheinen. (D. Red.)

Der Seufzer

Ein Seufzer lief Schlittschuh auf nächtlichem Eis
und träumte von Liebe und Freude.
Es war an dem Stadtwall,



und schneeweiß
glänzten die Stadtwallgebäude.

Der Seufzer dacht' an ein Maidelein
und blieb erglühend stehen.
Da schmolz die Eisbahn unter ihm ein
— und er sank —
und war nimmer gesehen

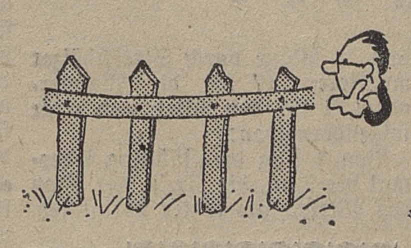


Die beiden Esel

Ein finst'rer Esel sprach einmal
zu seinem ehlichen Gemahl:

»Ich bin so dumm, du bist so dumm,
wir wollen sterben gehen, kumm!«

Doch wie es kommt so öfter eben:
Die beiden blieben fröhlich leben.



Der Lattenzaun

Es war einmal ein Lattenzaun,
mit Zwischenraum, hindurchzuschaun.

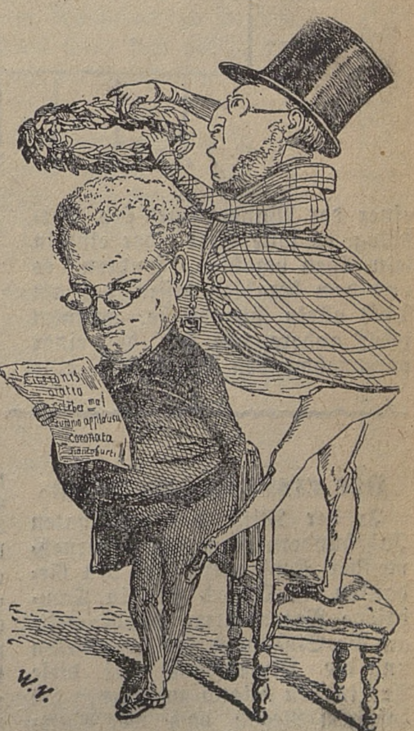
Ein Architekt, der dieses sah,
stand eines Abends plötzlich da —

und nahm den Zwischenraum heraus
und baute draus ein großes Haus.

Der Zaun indessen stand ganz dumm,
mit Latten ohne was herum.

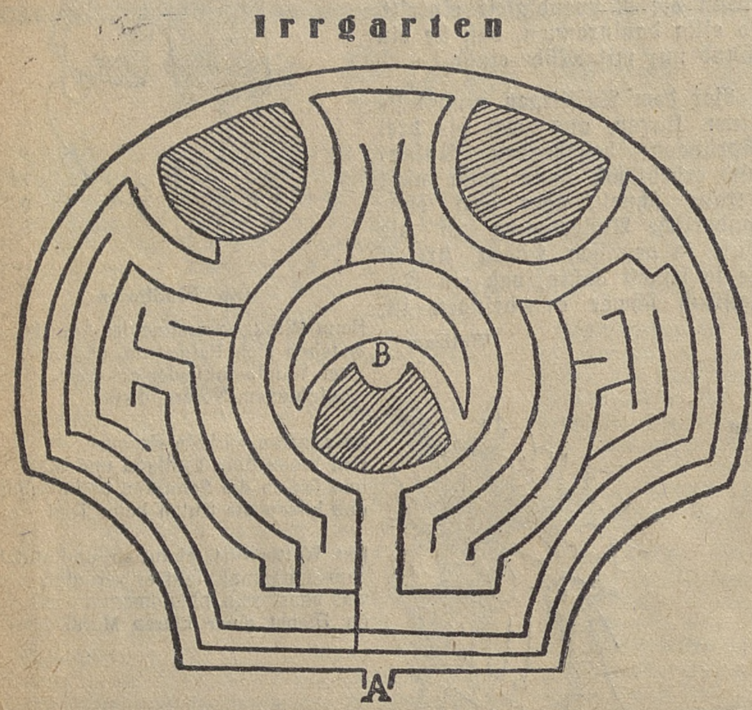
Ein Anblick gräßlich und gemein.
Drum zog ihn der Senat auch ein.

Der Architekt jedoch entfloh
nach Afri — od — Ameriko.



FÜR DIE JUGEND

Irrgarten

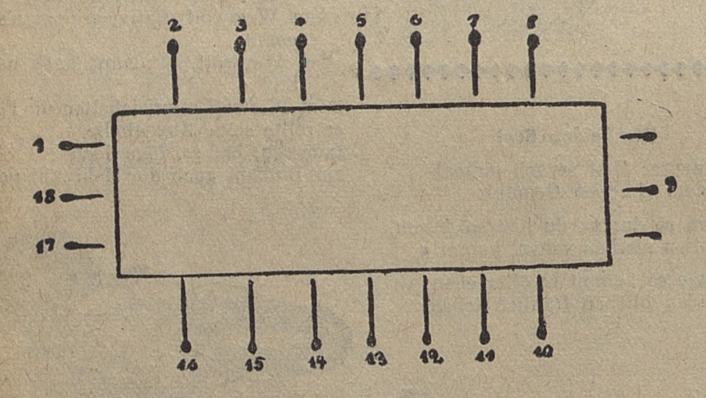


Wie gelangt man von A nach B?

Der gefoppte Wirt

Streichholzaufgabe

17 lustige Wandervögel kamen eines schönen Tages in ein Gasthaus und beabsichtigten zu essen. In froher Geberlaune luden sie den behäbigen, gutmütig dreinschauenden Wirt zum Essen ein. Während des Mahles machte



einer der Wandervögel den Vorschlag, es solle nicht jeder einzeln sein Essen bezahlen, sondern es von dem bezahlen lassen, der am Tisch allein sitzenbliebe, nachdem jeder andere, auf den bei einer vorzunehmenden Abzählung eine 7 gefallen sei, ausgeschieden wäre. Der Wirt war's zufrieden und — blieb als letzter allein am Tische sitzen.

Die Lösung können wir selbst kontrollieren, indem wir auf ein Blatt Papier ein Rechteck zeichnen, das den Tisch vorstellen soll, und 18 Plätze durch Streichhölzer markieren: 17 für die Wandervögel, 1 für den Wirt, und zwar folgendermaßen:

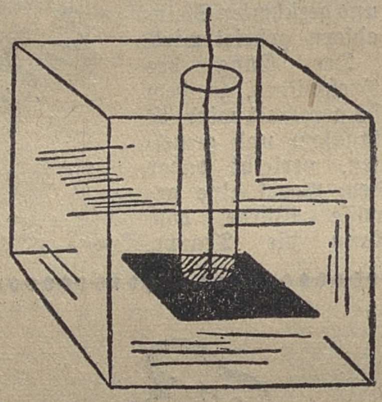
Von 1 fing die Zählung jedesmal bis 7 an, bis Nr. 9, der Platz des Wirtes, als letzter übrigblieb.

Der erste Regenschirm

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts kam ein unternehmender Kopf zuerst auf den Gedanken, in Oxford und in Cambridge Regenschirme stundenweise an die Studenten zu vermieten und die Musensöhne auf diese Art in den Stand zu setzen, bei heftigem Regen doch wenigstens nicht ganz durchnäßt von einem Kolleg ins andere wandern zu müssen. Niemandem fiel es sonst ein, sich auf der Straße, in der Stadt, des Regenschirmes zu bedienen, bis endlich Jonas Hanway in London den Mut faßte, mit dieser Neuerung vorzugehen. Er war jener edle Wohltäter, dessen Bemühungen England die Gründung der Marine Society verdankt und zu dessen Andenken in Westminster ein Denkmal gesetzt ist. Hanway war auf seinen Reisen bis China gekommen, wo die Regenschirme ganz gebräuchlich waren, und hatte einen solchen als Rarität mit nach der Heimat gebracht. Eines schönen Tages, oder vielmehr eines abscheulichen Regentages, kam er auf den Gedanken, sich bei seinem Wege durch die Stadt dieses chinesischen Instrumentes zu bedienen. Hätte er ahnen können, wie das Publikum ihn auslachen, ja daß er selbst Tätlichkeiten sich aussetzen würde

Der lehrreiche Zylinder

Zu diesem einfachen Versuch, der aber sehr lehrreich ist, benötigen wir einen Glaszylinder, ein Stück Karton und einen Faden. Durch die Karte oder den viereckigen geschnittenen Karton ziehen wir einen Faden und verknoten ihn auf der Rückseite. Dann nehmen wir den Zylinder und verschließen sein unteres Ende mit der Karte, die wir dadurch fest anpressen, daß wir den aus dem oberen Rand des Zylinders herausragenden Faden straff anziehen. Diese ganze Vorrichtung wird dann — immer bei straff angezogenem Faden — in ein Gefäß mit Wasser getaucht.

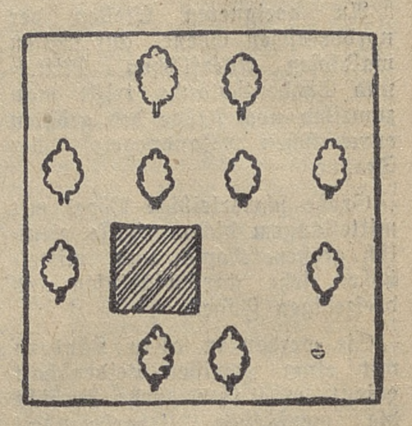


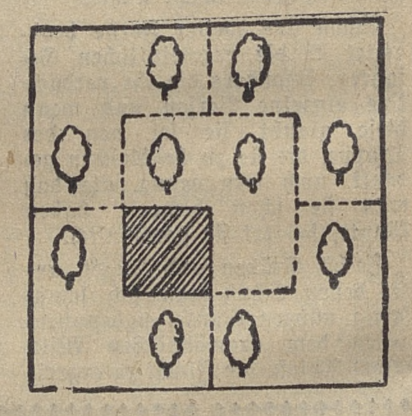
Läßt man in der Luft den Faden los, fällt die Karte natürlich herunter. Passiert das im Wasser auch? Nein, die Karte bleibt ruhig am Zylinder hängen! Es muß also im Wasser ein Druck von unten nach oben wirken, der sie gegen den Zylinder drückt. Er besteht tatsächlich und heißt „Auftrieb"; er ist es auch, der uns beim Schwimmen trägt. Wir können diesen „Auftrieb" auch deutlich fühlen, wenn wir z. B. ein kleines oben offenes Blechkästchen in der Luft von oben nach unten bewegen: wir spüren nichts. Machen wir diesen Versuch jedoch im Wasser, so müssen wir bedeutend kräftiger drücken, da der Auftrieb von unten nach oben entgegendrückt.

Gießt man nun von oben Wasser in den Zylinder, so fällt der Karton nicht ab. Erst wenn das Wasser genau die gleiche Höhe erreicht hat wie das außerhalb des Zylinders befindliche, sinkt der Karton zu Boden. Daraus folgt, daß der Auftrieb genau so groß ist wie das Gewicht des im Zylinder befindlichen Wassers.

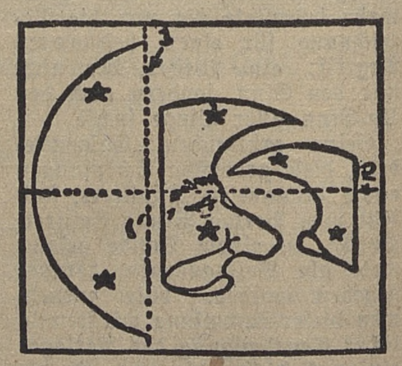
Eine schwierige Erbteilung

Ein Mann besaß einen großen Garten, in dem ein Haus und zehn schöne große Bäume standen. Als er gestorben war und die fünf Erben das Testament öffneten, erfuhren sie, daß der Besitz in fünf gleich große Teile geteilt werden müsse, und zwar dergestalt, daß auf jeden Teil zwei Bäume kämen. Das Haus dürfe jedoch in die Verteilung nicht einberechnet werden. Nur unter diesen Voraussetzungen dürften sie das Erbe antreten. Wie haben die Erben diese Teilung ausgeführt? Unsere zweite Abbildung zeigt die Lösung.





Auflösung der Denksportaufgabe „Der zerschnittene Mond" aus voriger Nummer



Zunächst führe man einen Schnitt senkrecht genau durch den Mundwinkel des Mondes hindurch, so daß er in drei Teile zerfällt. Dann lege man diese drei Teile so nebeneinander, wie es hier dargestellt ist, und führe nun einen waagerechten Schnitt, den wir mit 2 bezeichnet haben, durch alle 3 Teile hindurch.

Die besondere Güte Gottes

Von **Rudolf Greinz.**

(Schluß.)

Endlich legte er müde den seinen Gelehrtenkopf auf die breite Schulter des Paters Desiderius. Der fühlte sich jetzt ganz als Sieger.

„Den hat's!" lachte er befriedigt zu dem Pater Oekonom hinüber. Und dann stimmte er sein Leiblied an, was er nur bei ganz seltenen Gelegenheiten zu tun pflegte, wenn er mit sich selber besonders zufrieden war. Mit tiefer, brummiger Stimme, die aus einem leeren Faß zu kommen schien, sang er: „Die Frösch quack . . . quack . . . die Frösch quack . . . quack . . . Die sein a lustigs Chor . . . Man braucht sie nit zu kampeln . . . Sie haben keine Hoor . . ."

Und mit hohem Tenor fiel der Pater Oekonom in den herrlichen Gesang ein. Das klang so schauerlich schön, daß es den Professor für einen Augenblick aus seiner Trunkenheit zu wecken schien. Er richtete sich krampfhaft auf, ließ aber gleich darauf den Kopf schwer auf die Tischplatte fallen.

„Jetzt müssen wir ihn fortbringen . . .," meinte der Pater Oekonom flüsternd.

„Freilich!" nickte der Kellermeister. „Jetzt hat er g'nug von der Güte Gottes. Sonst wird sie zu viel."

„Und dann kommen schon die Brüder zum Abendessen," sagte der Pater Oekonom.

Der Pater Desiderius richtete sich gerade auf und schüttelte lachend seinen dicken feuerroten Schädel. „Die Stadtlinger halten döcht gar nix aus. Uns zwei hat die Güte Gottes keinen Schaden angetan."

Nicht ohne Schwierigkeiten brachten die beiden Patres den Professor in eine der Klosterzellen, die für fremde Gäste stets bereit standen. Dort legten sie ihn auf ein Bett, und der Herr Hofrat schlief einen herrlichen Schlaf, ruhig und traumlos, wie ein Kind, die ganze Nacht hindurch, bis in den späten Morgen hinein . . .

Der Pater Desiderius wartete schon die längste Zeit vor der Zellentür, ob sich der Fremde denn noch nicht bald erheben würde.

Als der Herr Hofrat endlich zum Vorschein gekommen war, führte ihn der Pater Kellermeister abermals und unter vielen Scherzen und Witzen über die gelungene Wirkung der besonderen Güte Gottes in das Refektorium zum Frühstück, wo schon der Pater Guardian und der Pater Oekonom seiner harrten.

Der Professor hat es den Patres auch weiter gar nicht übelgenommen, daß sie ihm ein Räuschchen angezecht hatten. Ganz im Gegenteil lachte er mit ihnen über die geringe Widerstandsfähigkeit der Stadtleute, die schon einige Gläser Wein umwarfen. Die beiden Patres versicherten feierlichst, daß sie selber nicht das geringste gespürt hätten.

In der Bibliothek fand der Herr Hofrat alles in peinlichster Sauberkeit und Ordnung vor und war hochentzückt und befriedigt.

Der Pater Desiderius hatte sich noch im Refektorium beim Frühstück unter irgendeinem Vorwand aus dem Staube gemacht und war nirgends mehr aufzutreiben. Die Fragen des Professors über alte Handschriften und Drucke, von denen er absolut nichts verstand, wurden ihm zu peinlich. So zog er es vor, lautlos zu verschwinden. Daher nahm sich der Guardian des Professors an, führte ihn in die Bibliothek ein und überließ ihn dann ungestört seinen wissenschaftlichen Studien.

Die fielen auch zur vollsten Zufriedenheit des Herrn Hofrats aus, und beim Abschied bedankte er sich noch ganz speziell für die freundliche Aufnahme in dem gastlichen Kloster. Er versprach, recht bald wiederzukommen und beim fürstbischöflichen Ordinariat es ganz besonders zu betonen, welchen Fleiß und welche Aufmerksamkeit man in diesem Kloster der Bibliothek widme. Ueber die hervorragende Ordnung, die unter den Beständen der Bibliothek herrschte, über den echt wissenschaftlichen Geist, der dieser musterhaften Ordnung zugrunde liege, drückte er sich in Worten der höchsten Begeisterung aus.

Seither ist im Klösterlein der Schlüssel der Bibliothek stets aufzufinden. Und fleißige Hände reinigen den schönen Raum. Benutzt wird er freilich geradeso wenig wie zuvor. Aber mit der beschaulichen Ruhe ist's vorbei; denn beinahe jeden Tag kommt der Pater Guardian in höchsteigener Person, um Nachschau zu halten, ob wohl alles stimme. Der Schreck über das völlig unvermutete Ereignis war ihm doch zu nachhaltig in die Beine gefahren.

Der Pater Desiderius hat sich aber noch nie in die Bibliothek verirrt. Der wartet noch immer auf den angekündigten Besuch des Professors und droht, daß er ihm das zweitemal einen noch viel ärgeren Kanonenrausch anzechen werde wie das erstemal.

Daß das Klösterlein die musterhaft und mit echt wissenschaftlichem Geist geordnete Bibliothek dem jungen „spinneten" Pater zu verdanken hatte, der früher immer in der Bibliothek steckte, davon hatte weder der Guardian noch der Oekonom, am allerwenigsten aber der Pater Desiderius eine leise Ahnung. Und daß von diesem jungen Pater eigentlich auch die Kunde von dem Wert der Bibliothek ausging, wußten sie natürlich ebensowenig. Der Pater Desiderius hätte dem „spinneten" Pater sonst sicher einige kräftige Erinnerungsworte gewidmet.

Wärisbühel

Von Hermann Hesse.

Hawang ist ein kleines Dorf, von dem man nie gehört hätte, wenn nicht neuerdings eine große Dampfziegelei dort entstanden wäre. Diese Ziegelei war auch schuld, daß die von Bitrolfingen nach Kempflisheim führende Lokalbahn schließlich bis Hawang weitergeführt wurde. Und da ich früher eine Vorliebe für kleine Orte hatte, die am Ende von unbekannten Lokalbahnen liegen, traf ich eines Tages gegen den Sommer hin in Hawang ein, mietete bei Bauern eine Kammer und richtete mich aufs Bleiben ein. Ich wollte ein Werk schreiben, das nur in der Stille und Ungestörtheit eines solchen Landaufenthaltes gedeihen konnte, und dessen verschiedene Dispositionen und Anfänge ich heute noch als ein Andenken an schöne Jugendjahre aufbewahre.

Natürlich zeigte es sich bald, daß auch Hawang nicht der Ort war, an dem mein Werk fertig werden konnte. Aber sonst gefiel mir die Gegend, und da das Einpacken, Aufbrechen und Abschiednehmen immer eine unerfreuliche Sache ist, blieb ich fürs erste, wo ich war, und beschloß, in Hawang um einen schönen Sommer älter zu werden. Ich lag viel am Waldrande und sah den Bauern bei den Juniarbeiten zu, fischte heimlicherweise im Tälisbach, besah mir den Betrieb der Dampfziegelei und erzählte abends den müden Hausleuten von meinen Reisen und Plänen, bis sie es satt hatten und nimmer zuhörten.

Alsdann entstand eine Zeit der Langeweile. Wenn ich morgens aus dem Bett war, so um sieben Uhr, wanderte ich durchs Dorf und besann mich lange, welchen Weg ich einschlagen solle. Manchmal ging ich dem Walde zu bergan, manchmal links talabwärts gegen die Ziegelei, manchmal talauf, um zu angeln, und zuweilen kehrte ich auch am Ende der Dorfstraße wieder um, ging heim und setzte mich in den Obstgarten, wo ich die kleinen grünen Aepfel im Laube reifen sah und die Bienen und Hummeln im Kraut sumsen hörte. Einigemal ging ich auch zum Bahnhof, einem drei Meter langen Gebäude aus Wellblech, sah den einzigen täglichen Zug ankommen oder abfahren, jemand aussteigen oder niemand aussteigen, wie es traf, und gerade hier am Bahnhof überkam mich das Bewußtsein der Langeweile am meisten. Einst fing ich ein Gespräch mit dem Vorstand an, erfuhr die Frachttarife der Bahn und die Entfernungen aller Stationen in Kilometern und fragte schließlich, nur weil der Tag so lang war und ich die Unterhaltung nicht schon wieder eingehen lassen wollte, ob es auf dieser Bahn auch Abonnementsfahrkarten gebe.

Der Stationsvorstand gab mir genaue Auskunft. Es gab Fahrkarten von hier nach Bitrolfingen, die für vierundzwanzig Fahrten galten und soundso viel kosteten. Die Ermäßigung gegenüber den gewöhnlichen Fahrkarten war, wie mir der Vorstand ausrechnete, ganz bedeutend, und jeder, der hier wohnte und zuweilen in Bitrolfingen zu tun hatte, besaß selbstverständlich ein solches Abonnement. Ich weiß nicht mehr genau, wie es ging, aber am Ende fühlte ich, schon weil ich den höflichen Beamten so lange in Anspruch genommen hatte, die Verpflichtung, mir ein Abonnement zu kaufen. Und nun konnte ich jeden Tag, wenn ich Lust hatte, nach Bitrolfingen fahren, nur heute nicht mehr, denn der Zug war schon abgegangen.

Am folgenden Mittag erschien ich mit dem angenehmen Gefühl, etwas zu tun und ein Ziel vor mir zu haben, auf dem Bahnhof und wartete auf die Abfahrt des Zuges. Reisende waren außer mir nicht da, aber es wurden zwei Wagen Ziegel angehängt, und nachdem mein Wagen schön von der Mittagssonne durchwärmt war, fuhren wir mit Getöse ab. Der Schaffner erschien sogleich, machte das erste Loch in meine gelbe Abonnementskarte und ließ sich, da ich nun Stammgast war, in ein Gespräch mit mir ein, das mich bis Kempflisheim aufs beste unterhielt. Dort hielten wir eine Rast und nahmen zwei Fahrgäste auf. Der eine schlief sogleich in seiner Ecke ein. Der andere, den ich auf einen Viehhändler schätzte, nahm den Schaffner in Beschlag, und dieser ging, meiner nimmer achtend, auf die Unterhaltung mit dem älteren Stammgast so eifrig ein, daß ich die Hoffnung aufgab, ihn nochmals an mich zu fesseln, und zum Fenster hinausschaute.

Da lernte ich mancherlei Neues kennen. Die Namen der Stationen bis Bitrolfingen, deren nicht wenige sind, könnte ich jetzt noch auswendig hersagen. Die Bahnhöfe waren zum Teil auch wieder aus Wellblech, doch gab es auch drei steinerne, namentlich den von Wärisbühel, von dem noch zu reden sein wird. Allmählich wurde unser Wagen recht voll, doch setzte sich niemand zu mir, da ich fremd war, und ich fuhr fort, die Fluren, Wälder und Ortschaften anzuschauen. Bei jedem Bahnhof stand ein Wirtshaus, und an jedem hing dasselbe Schild „Gasthaus zur Eisenbahn“. An jeder Station war ein Vorstand mit roter Kappe, und hinter der kleinen staubigen Fensterscheibe seines Quadratmeterstübleins sah man einen Telegraphenapparat: ein Messingrädchen mit einem unendlichen schmalen Papierstreifen drüber.

Ich sah viel auf dieser Fahrt, was ich nicht alles beschreiben kann. Einiges habe ich wieder vergessen, anderes sitzt schon locker und wird wohl mit der Zeit auch verstauben und versinken — eins aber habe ich nicht vergessen und werde es wohl auch nie vergessen. Das ist der Bahnhof von Wärisbühel.

Dieser Bahnhof fiel schon dadurch auf, daß er aus Stein gebaut war und nicht nur ein Erdgeschoß, wie die andern, sondern ein oberes Stockwerk mit vier Fenstern besaß. Unten stand der Vorstand, hinter seiner Glastür glänzte geheimnisvoll das kleine Messingrad, neben der Tür hing ein Briefkasten, und darunter saß am Boden ein kleiner Bub mit einem weißen Spitzerhund. Dies alles nahm ich aber nur mit einem flüchtigen Blicke wahr. Dann wandte ich den Blick nach oben, wo die vier Fenster lachten. Es war eine Freude, sie zu sehen, auf jedem Simse standen wohl sechs grüne Töpfe, und daraus hingen ganze Mengen von Nelken herunter, von allen Farben, namentlich aber weiße und rote. Man meinte sogar, durch die staubige dicke Bahnhofsluft ihren Duft zu spüren.

Es war das Hübscheste, was ich auf der ganzen Fahrt gesehen hatte. Seit einigen Stationen war eine

gewisse Schwere und Beklemmung über mich gekommen, welche der in Hawang zurückgelassenen Langeweile unheimlich ähnlich sah, und ich hatte mit Kummer an die dreiundzwanzig Karten gedacht, die ich noch zu verfahren hatte. Beim Anblick des stattlichen Bahnhofs und der nelkengeschmückten Fenster nun stieg wieder Freude und Lebenslust in meiner Seele auf, ich spann menschenfreundliche Phantasien und gab nichts mehr verloren.

Und wie denn eine Freude selten allein kommt, ging mir auch hier hinter dem Nelkenwunder noch ein anderer Zauber auf, obwohl es eine gute Weile dauerte, bis ich ihn entdeckte. Zum Glücke hielten wir an dieser bedeutenden Station über eine Viertelstunde, und nachdem ich mein Auge mit Muße an den lieben Blumen gelabt hatte, tat sich mir noch etwas Schöneres kund. Nämlich im dritten Fenster, halb hinter den Blumentöpfen verborgen, stand geheimnisvoll in der dunklen Stube ein schönes Mädchen mit schwarzem Haar und hellen Wangen; die schaute aufmerksam und neugierig zu uns herunter. Das liebe Kind, dachte ich, da steht sie nun und schaut herab, vielleicht bei jedem Zug, und langweilt sich und sucht ein neues Gesicht und einen kurzen Schimmer von draußen, um nachher den langen stillen Tag daran zu denken und etwas zum Sinnen zu haben. Sie gefiel mir und tat mir leid, obwohl ich nichts von ihr wußte, und ich hatte mein Vergnügen daran, wie sie hinter ihrem hängenden Gärtlein hervorschaute.

Indem fiel ihr Blick auch auf mich, und ich zog den meinen bescheiden zurück, wagte aber nach einiger Weile doch wieder hinzusehen, und da stand sie immer noch und sah mich an, gerade mich, und ich konnte nicht gleich wieder wegsehen, sondern sah ein paar Sekunden lang gerade in ihre dunkeln Augen hinein. Sie blieb regungslos stehen und hielt den Blick aus, ohne zu blinzeln, so daß ich der erste war, der verlegen ward und wegschaute. Da fuhr auch der Zug wieder munter davon und tat eilig, und ich saß still auf meinem Bänklein und dachte lauter schöne Sachen. Der Tag und die Fahrt und das Abonnement freuten mich jetzt wieder. Ich besann mich, ob ihr Haar schwarz oder vielleicht doch nur braun gewesen sei, und dachte mir aus, was sie jetzt wohl tun möge, etwa die Blumen gießen und einen Strauß davon auf ihren Tisch stellen, wo sie ihre Nähsachen und kleinen Besitztümer hat, ein Buch und ein paar Photographien, ein Nadelbüchslein aus Elfenbein und einen Mops oder Löwen aus Marmorstein.

Stationen gingen vorüber, und ich merkte es kaum, als wär' es ein Schnellzug. Am Ende kamen wir nach Bitrolfingen und mußten alle aussteigen. Da hatte ich drei Stunden Zeit, mir das Städtlein anzusehen, ein Bier zu trinken und zu erfahren, daß die Sakristei mit den alten Schnitzereien heut geschlossen und der Mesner nicht zu Hause sei. Was lag daran, ich würde ja bald wieder herkommen. Mein Bier trank ich in einem Wirtsgarten unter runden Kastanienkronen, und um die Heimkehr nicht zu versäumen, ging ich zeitig zum Bahnhof zurück, wo ich durchs Fensterlein dem Beamten beim Telegraphieren zusah. Doch merkte ich bald, daß hier die Verhältnisse großartiger waren. Der Vorstand schickte mehrmals unwillige Blicke heraus, da mein Zuschauen ihn ärgerte, und da ich noch stehenblieb, riß er das Fenster auf und rief: „Was gibt's? Wollen Sie eine Fahrkarte? Der Zug geht erst in einer halben Stunde!"

Ich zog den Hut und sagte: „Nein, danke. Ich habe ein Abonnement."

Da wurde er höflicher und duldete mich weiter am Fenster, während er seinen langen Papierstreifen punktierte. Die Zeit verging, man konnte einsteigen. Es wurde schon abendlich, als wir wieder dahinfuhren, aber die Tage sind im Juni lang, und als wir nach Wärisbühel kamen, stand noch immer die Sonne am Himmel und schien gar golden und warm auf die Bahnhofsfenster und die farbigen Nelkenstöcke. Das Mädchen, nach dem ich diesmal ohne Zeitversäumnis ausschaute, war nicht da, und da schien mir der ganze Glanz unnot und verschwendet. Aber gerade als es vorn wieder schnob und zischte, und der Schaffner, dem nahen Feierabend entgegen, mit verdoppeltem Eifer die Türen zuschlug, da erschien am dritten Fenster groß und schön das dunkelhaarige Mädchen, lächelte auf den abdampfenden Zug herunter und machte das Freudenflämmlein in mir wieder hoch aufglühen. Mir schien diesmal, ihr Haar sei doch nicht ganz schwarz, sondern habe einen hellen, ja fast goldigen Schein in sich verborgen, doch mochte das auch nur von der Abendsonne herkommen.

Zufrieden mit meiner Reise und dem so hingebrachten halben Tag kam ich in Hawang an, wo ich wieder der einzige Fahrgast war und vom Vorstand mit einer ermunternden Art von Kollegialität begrüßt wurde, als hinge ich durch mein Abonnement nun nahe mit dem Eisenbahnwesen zusammen. Daheim in meiner Bauernkammer sah mich alles ein wenig trostlos an, als sei ich gar lange Zeit fortgewesen, und vor dem Einschlafen nahm ich mir vor, am andern Tag wieder nach Bitrolfingen zu reisen. Dann wäre vermutlich die Sakristei mit den kunstgeschichtlichen Raritäten geöffnet, das Bier würde unter den schattigen Kastanien wieder vortrefflich schmecken, der dortige Bahnbeamte würde den Stammgast in mir erkennen und freundlicher sein, mir vielleicht sogar das Telegraphieren zeigen, worauf ich längst neugierig war. Möglicherweise würde auch in Wärisbühel das Fräulein wieder hinter den Nägelein stehen, auf alle Fälle aber würden die Nelken da sein, und die Fahrt kostete mir ja gewissermaßen nichts.

Dennoch blieb ich den andern Tag in Hawang. Es war mir eingefallen, jenes Fräulein könnte am Ende finden, ich komme ihretwegen schon wieder, und möchte beleidigt sein oder mich sonst falsch beurteilen. So blieb ich denn da, besuchte die Dampfziegelei und lag den Nachmittag mit einem Buche im Heu, bis der Hunger mich ins Dorf trieb.

Am nächsten Mittag jedoch schien mir die Reise angängig. Ich konnte ja, falls das schöne Mädchen kein freundliches Gesicht machte, mich in den Wagen zurückziehen und sie nur verstohlen betrachten. Auch wollte ich nun die Altertümer von Bitrolfingen entschieden einmal sehen und auch sonst die Gelegenheit benutzen, diese Gegend recht kennenzulernen und mancherlei Beobachtungen und Studien zu machen. Darum reiste ich mit gutem Gewissen ab, sah den Schläfer und den Viehhändler und die meisten andern Mitreisenden von vorgestern wieder einsteigen, gab dem Schaffner eine Zigarre und fühlte mich in dem Zug schon recht eingebürgert und zugehörig. Etwas vor Wärisbühel stellte ich mich auf die Lauer und sah bald das steinere Gebäude, den Briefkasten und die Blumenfenster auftauchen, wo ich mir im Herzen eine kleine Heimat und Gedankenherberge errichtet hatte. Auch wich ich gar

nicht vom Platz, als an ihrem alten Orte das Mädchen erschien und sich den Zug ansah. Sie schaute zuerst nach dem kleinen Abteil im vorderen Wagen, unsrer zweiten Klasse, die jedoch leer war, dann nach unsern Fenstern, und da entdeckte sie mich richtig, sah mir wieder ins Gesicht, und mir schien, sie habe ein ganz kleines schönes Lächeln dabei aufgetan, das ich zwar keineswegs auf mich beziehen durfte, das ich aber als ein schönes und fröhliches Ereignis in der Stille unbedenklich mitfeierte. Sie stand wieder etwas in der Stube zurück, daß nicht jeder sie sehen konnte, und ihr Haar sah jetzt wieder völlig schwarz aus, auch die Augen im hellen blassen Gesicht dunkelten tief. Im Abfahren schaute ich immer noch hinauf und behielt sie im Auge, und auch sie blieb stehen, und ich sah sie noch, als sie schon ganz klein und undeutlich wurde. Mir kam es vor, sie lächle jetzt überaus lieb und herzlich, gerade auf mich zu, doch war das mehr ein Spiel meiner Einbildung als Wahrheit, denn ihr Gesicht war in solcher Entfernung nur noch als ein lichter Fleck zu erkennen.

Da ich nicht wußte, wie sie hieß, und mich auch nicht getraute, jemand zu fragen, konnte ich mich auf der ganzen Fahrt darüber besinnen und schöne Namen für sie ausdenken. Hedwig schien mir anfänglich das Richtige und Schönste, doch sah ich bald wieder ein, daß Gertrud doch weit schöner und passender war, und nun hatte sie bei mir den Namen Gertrud, und wenn ich zu meinen Gedanken von vorgestern die heutigen Vorstellungen und den Namen tat, so hatte ich von der Unbekannten schon ein recht gutes Bild.

In Bitrolfingen sah ich die Sakristei und die alten geschnitzten Stuhllehnen und gemeißelten Grabtafeln verwichener Herren und Kleriker, hielt jedoch nicht allzulange dabei aus und war beizeiten wieder auf der Station, wo unsere Lokomotive geölt wurde und Wasser bekam. Der Vorstand erwiderte meinen Gruß höflich und fragte sogar, ob ich aus Wärisbühel käme. Als ich sagte, nein, aus Hawang, rühmte er die Entwicklung der dortigen Ziegelei und sprach die Vermutung aus, ich sei dort angestellt. Ich ließ ihn bei diesem Glauben, der mir nur förderlich sein konnte, und da ich in den Zug stieg, war mir's, als täte ich das schon zum hundertstenmal und als hätte ich wirklich auf der Lokalbahn und in der Gegend etwas zu suchen.

Die Sonne schien abendlich und golden über die Wiesen und roten Dächer, als wir nach Wärisbühel kamen, der kleine Bub war auch wieder da, diesmal ohne den Spitzerhund, und droben stand schon wartend das Mädchen, hatte einen Sonnenstrahl in den Haaren und auch einen Abglanz davon auf dem Gesicht, so daß ich sie recht deutlich betrachten konnte. Ich schätzte sie auf zwanzig Jahre. Und dieses Mal war es keine Einbildung — als der Zug anzog und ins Rollen kam, glühte auf ihrem hellroten Mund ein klares, herziges Lächeln auf, und mit diesem Lächeln im Gesicht sah sie mir in die Augen, daß mir das Herz lachte und zitterte. Schau, dachte ich, sie kennt dich noch und nimmt dir nichts übel! Und es tat mir in der Seele wohl, daß ich mir nun vorstellen durfte, sie denke vielleicht auch an mich wie ich an sie und mache sich Gedanken über den fremden jungen Mann.

Nun war ich also, wenn auch nicht zum erstenmal, verliebt, und dieser Zustand gefiel mir äußerst wohl. Die Langeweile war vollständig vergangen, und ich schämte mich vor mir selber, daß ich in der schönen Gegend noch kürzlich so taub und faul umhergetrottelt war. Die Wälder lagen jetzt am Morgen so königlich und friedvoll hinter den hellen Feldern, wie der herrlichste Dichter es nicht sagen konnte, und die Berge in der Ferne schauten so still und gedankenvoll herüber, daß ich beständig zu schauen und zu denken hatte und mir der nächste Tag schnell und leicht verging wie noch keiner in diesem Dorf. Ueberall war Gottes Schöpfung am Werk, und alles glänzte von Licht und Lebenswonne.

Dennoch genügte die Pracht mir nicht lange, und ich fuhr schon nach zwei Tagen wieder den alten Weg. Ja, sie war am Fenster, und wenn ich recht sah, so hatte sie beinahe auf mich gewartet und war nun froh, mich wiederzusehen. Wenigstens machte sie ein stilles Freudengesicht und sah mich aus den dunkeln Augen auf eine solche Weise an, daß es mir über die Haut ging, wie wenn sie mir einen Kuß gegeben hätte. Und kaum hatte ich das gedacht, da stach mich auch schon die Lust, und ich nahm mir im Herzen vor, früh oder spät von diesem schönen Geschöpf einen Kuß zu erhalten, was mir als äußerster Hort der Seligkeit und dennoch vielleicht nicht allzu kühn gewünscht erschien. Von einem schönen, ernsthaften Mädchen auf den Mund geküßt zu werden, das hatte mir immer schon als ein wunderlieber Traum vor der Seele gestanden, doch hatte es sich nie ereignen wollen. Jetzt aber schien mir alles möglich, und ich empfand, daß diese Sache im Begriff war, ein richtiges Abenteuer zu werden. Wohl hätte ich ihr gleich jetzt zunicken oder heimlich winken können, doch schien mir das immerhin viel gewagt, und ich beschloß, die Rückfahrt abzuwarten und mir diesen Schritt bis dahin zu bedenken.

Damit hatte ich für die Fahrt und für den Aufenthalt in Bitrolfingen und noch für die Rückreise genug zu sinnen, und am Ende blieb es bei dem Entschlusse, sie heute durch irgendein Zeichen oder Winken zu grüßen. Wenn sie dann Antwort gab, so war es gut, und ich konnte weiter sehen, wenn nicht, so konnte sie mich eben nicht leiden, und ich mochte dann weitere Jahre ungeküßt herumlaufen.

Es gelang mir auch, den Entschluß auszuführen. In Wärisbühel hatte ich kaum die Gertrud erblickt, so nickte ich ihr zu und machte eine grüßende Bewegung mit der Hand. Es geschah beides sehr vorsichtig und wenig deutlich, doch entging es ihr nicht, und sie gab zu meiner Freude Antwort, indem sie lächelte und zweimal nickte.

Nun wäre ich am liebsten sofort ausgestiegen und durch die Tür und die Treppe hinan zu ihr hinaufgesprungen. Ich schaute ihr nochmals fragend ins Gesicht, und sie steckte abermals ihr leuchtendes Lächeln wie eine festliche Freudenfahne aus. Da verbreitete sich die Gewißheit, daß sie mich wohl leiden und meine Verehrung gern dulden möge, über mein Gemüt wie ein herzhafter Morgenschein, und ich war bereit, auf ihren Wunsch mich unter die Räder zu legen. Indem fuhr der Zug wieder ab, ich nahm mit einem stillen Gruße Abschied und reiste durch die Abendpracht heimwärts als durch ein verklärtes Land.

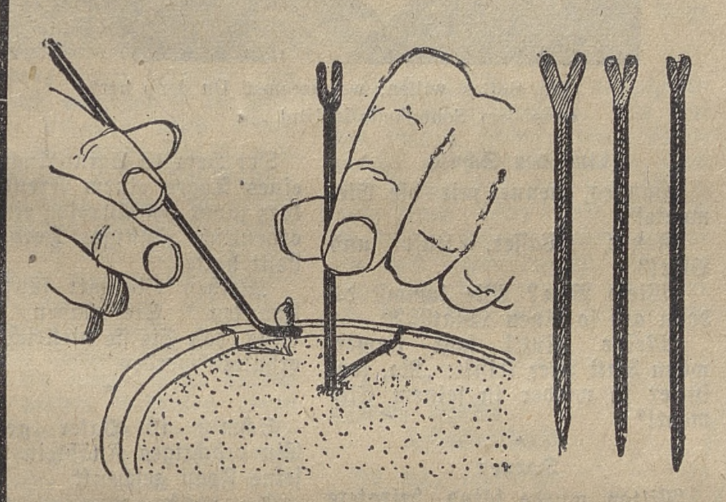
Das war eine schöne Stunde, wohl eine von den schönsten, an die ich zu denken weiß. Sie lachte in ihrem goldenen Scheine, erwärmte mir das junge Herz und gab meinen Gedanken rosige Flügel, damit ich leicht und selig in alle Jugendparadiese flog. Und sie neigte sich, ohne daß ich dessen acht nahm, und war vorbei, ehe ich es wußte, wie jedes Glück.

(Schluß folgt)

AUS DER PRAXIS — FÜR DIE PRAXIS

Pikierstäbe

Schon Ende Januar werden manche Blumenaussaaten im Warmhaus oder beim Blumenliebhaber im geheizten Zimmer vorgenommen. Sie laufen langsam auf. Sobald die Sämlinge eine gewisse Höhe erreicht haben und sich wegen des dichten Standes in ihrer Entwicklung behindern, werden sie in neue Pflanzschalen umgepflanzt, damit sie einen breiteren Lebensraum gewinnen. Man nennt das Umpflanzen auch verschulen oder pikieren. Das Verpflanzen geschah bisher gewöhnlich mit einem Pikierholz, das an der einen Seite zugespitzt war, um die kleinen Pflanzlöcher zu machen und an der anderen Seite einen gabelförmigen Einschnitt trug, mittels dessen die Sämlinge aus der Saatschale herausgehoben wurden. Diese hölzernen Hebegabeln kosten zwar nichts, sie sind aber auf die Dauer nicht praktisch, da die Ränder allmählich zerfasern und auch leicht zur Uebertragung von Pilzkrankheiten führen. Verzichtet man auf die Benutzung einer Aushebegabel und arbeitet man nur mit der bloßen Hand, dann ist es unvermeidlich, daß viele der zarten Sämlinge zerdrückt oder be-



schädigt werden. Eine praktische Neuerung stellt daher der abgebildete Pikierstab dar. Er wird in verschiedenen Größen aus Messing hergestellt und gestattet ein rasches, sauberes und sicheres Arbeiten. Man beginnt die Arbeit damit, daß man in der Pflanzschale mit der Spitze des Pikierstabes das Pflanzloch herstellt. Dann wird ebenfalls mit der Spitze des Stabes das Erdreich im Saatbeet gelockert und der Sämling mit der Gabel herausgehoben und in das vorgestochene Pflanzloch eingesetzt. Beim Zurückziehen der Gabel wird das Erdreich mit den beiden Gabellappen etwas angedrückt und so der Sämling, ohne von der Hand berührt zu sein, an seinen neuen Standort wohl gebettet. Man kann dann mit sicherem Anwachsen rechnen. Auch die Ansteckungsgefahr soll durch den metallenen Pikierstab vermindert werden.

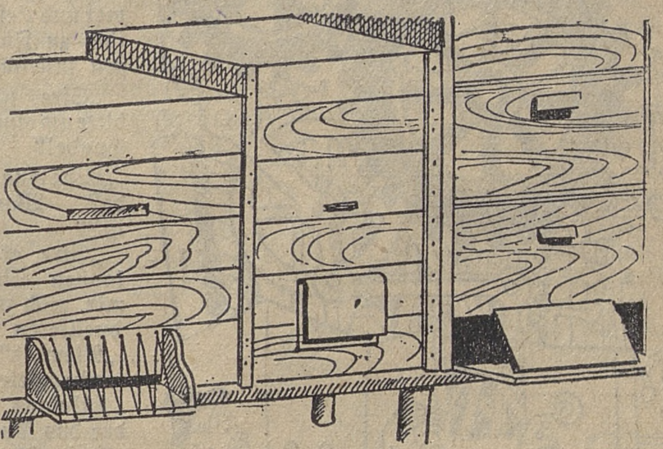
Frostschutz für den Geflügelstall

Ein mäßig temperierter Stall sagt den Hühnern am meisten zu und wirkt günstig auf die Legetätigkeit. Das einfachste Hilfsmittel um einen größeren Holzstall, der freistehend den Winden ausgesetzt ist, gegen Frost zu schützen, ist immer noch das Stroh. Stroh kann man verhältnismäßig billig einkaufen und ohne große Schwierigkeiten an den Wänden außen bezw. innen anbringen. Die Befestigung innen fördert auch noch die Ventilation im Stall. Sie hat jedoch den Nachteil, daß sich das Ungeziefer leicht festsetzt. Stroh außen muß nach einigen Monaten entfernt bezw. erneuert werden.

Wer genügend Stroh zur Verfügung hat, kann die Ballen an der Nordwand und auch an den beiden Giebelwänden hochstellen und auf diese Weise einen ganz ausgezeichnet warmen Stall schaffen. Das Dach ist bei dieser Strohisolierung nicht zu vergessen. Mit Hilfe von Drahtgeflecht oder Latten oder aufgetrennten Säcken kann leicht eine Zwischerdecke für die Auflage der Strohballen geschaffen werden. Diese werden mit einem Zwischenraum von 10—15 Zentimetern aneinandergereiht. Innerhalb des Stalles trägt erwärmtes Trinkwasser zum Wohlbefinden der Tiere bei. Wer die Ausgaben für heizbare Tränken scheut, muß am Abend alles Wasser entfernen und früh bezw. bei Frostwetter mehrmals am Tage angewärmtes Trinkwasser geben.

Fluglochschutz

Ein wunder Punkt bei der Einwinterung der Bienen ist die Behandlung des Flugloches, denn hier bestehen noch große Meinungsverschiedenheiten. Man wird das richtige treffen, wenn man bedenkt, daß das Bienenvolk auch während des Winters Luft braucht, dagegen möglichst wenig Licht, damit keine Lockerung des Winterknäuels hervorgerufen wird. Es genügt, wenn das Flugloch 5 Zentimeter weit offen ist; bei starken Völkern kann die Oeffnung etwas breiter sein. Damit sie sich nicht verstopft, werden von Zeit



zur Zeit die am Flugloch angesammelten toten Bienen entfernt. Noch wichtiger ist es, den irreführenden Sonnenschein abzublenden. Er lockt die Bienen vor die schützenden Stöcke, wo sie in der kalten Luft und auf dem eisigen Boden erstarren. Das geschieht durch Läden, aufklappbare Flugbretter oder schlimmstenfalls durch ein davorgestelltes Stück Ziegel. Bienenhäuser in ungeschützten, windigen Lagen werden durch davorgestellte Bretter und Strohmatten geschützt. Zur Abwehr von Mäusen werden oft Gifte ins Flugloch gelegt. Zum Schutz gegen Beunruhigung durch Vögel werden Fäden vor das Flugloch gespannt. Beim Abblenden der Fluglöcher durch vorgestellte Brettchen nimmt man Bedacht darauf, daß diese schräg stehen, so daß die Luftzufuhr nicht abgeschnitten und es den Bienen ermöglicht wird an den Seiten ins Freie zu gelangen.

Lob der Blumen

In seinem reizenden „Büchlein vom Tee" singt der japanische Dichter Kakuzo Okakura dieses Lob der Blumen:

„In der Freude wie in der Trauer sind Blumen unsere ständigen Freunde. Wir essen, trinken, singen, tanzen und flirten mit ihnen. Wir heiraten und taufen mit Blumen. Wir wagen es nicht, ohne sie zu sterben. Wir haben mit der Lilie angebetet und mit dem Lotos meditiert. Wir sind mit Rose und Chrysantheme in die Schlacht gestürmt. Wir haben sogar versucht, uns in der Blumensprache zu unterhalten. Wie könnten wir da ohne sie leben?"

Merkworte

Als Grundsatz des Ackerbaues muß angesehen werden, daß der Boden in vollem Maße wiedererhalten muß, was ihm genommen wurde. Justus v. Liebig.

Vögel schützen, heißt Menschen nützen!

Verfüttert nie bereiftes Futter!

Kohlstrünke müssen wegen der in ihnen überwinternden Schädlinge verbrannt werden.

Zur Pflege von Wiesen und Weiden, sind Herbst und Winter die besten Zeiten.

Der Wert des Kaninchenfelles wird durch trockene Stallungen und regelmäßiges Bürsten gehoben.

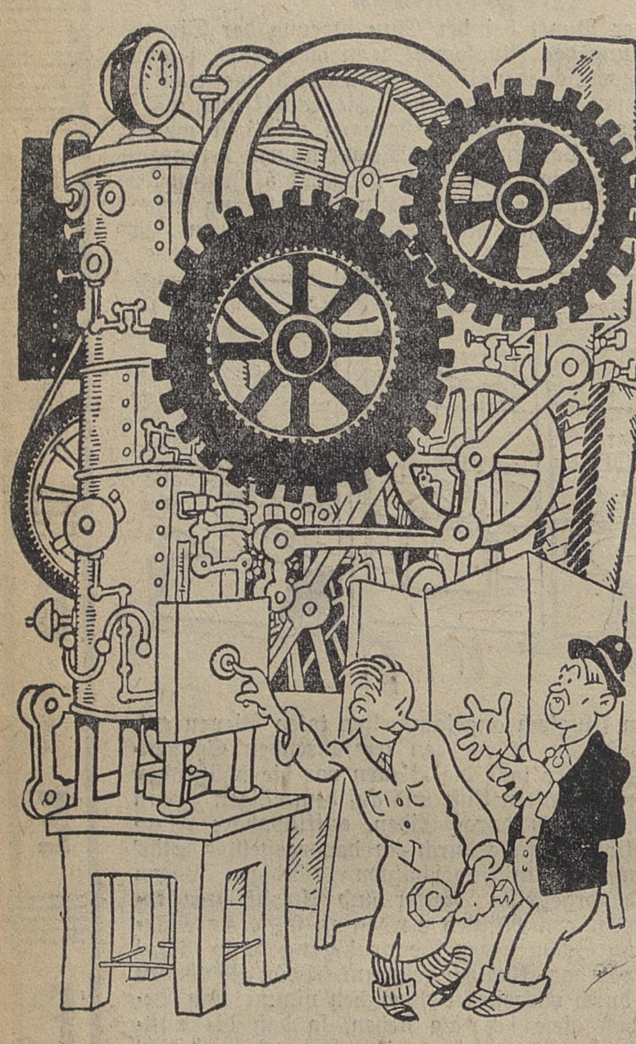
Füttert gleichmäßig vom Herbst bis zum Frühjahr.

Schwere Hühnerrassen fressen nicht merklich mehr als leichte.



Lies und Lach'!





Der Erfinder.

›Was Sie hier sehen, ist mein neuer Patentnußknacker. Ich brauche nur auf diesen Knopf hier zu drücken — und schon ist die Nuß entzwei ...‹

Die Anekdote

Eines Tages trat der Flügeladjutant des Zaren Nikolaus in höchster Erregung in dessen Zimmer und rief, ihm zu Füßen fallend:

„Sire, ich bitte um eine Gnade!"

„Eine Gnade? Was ist?"

„Sire, erlauben Sie mir, mich zu duellieren."

„Niemals", antwortete Nikolaus, der das Duell wie nichts anderes haßte. In seinen Augen wurde alles Blut, das nicht fürs Vaterland floß, nutzlos und zweckwidrig vergossen, und er bestrafte diejenigen, die sich diesem Befehle widersetzten, aufs Empfindlichste.

„Sire, ich bin entehrt, wenn ich mich nicht schlagen darf!"

„Was soll das heißen?"

„Ich bin ins Gesicht geschlagen worden."

„So!?" sagte der Zar stirnrunzelnd — „aber nein, ich kann dir nicht erlauben, dich zu duellieren. Ruf' den Hof zusammen und warte auf mich!"

Als sich der ganze Hof versammelt hatte, faßte der Zar seinen Adjutanten am Arm, zog ihn vor die versammelten Herren und küßte ihn auf die Backe.

„Nun," sagte er, „sei beruhigt! Ein Kaiser küßt nur einen Ehrenmann!"

Adel

Ein Herr kommt zur Heiratsvermittlerin. „Hm... ich habe da wohl eine Dame mit 2 Millionen, aber was können Sie dafür in die Wagschale legen?" fragte sie.

„Meinen uralten Namen!" antwortete der Herr.

„Ach, wie heißen Sie denn?"

„Adam"!

„Die Japaner sollen den Reis auf zweihundert verschiedene Arten zubereiten können."

„Meine Frau auch — aber nur nicht auf die richtige Art!"

*

Der Maler F. trifft einen Bekannten beim Arzt.

„Was hast du denn beim Arzt gemacht?" fragt er seinen Bekannten.

„Ich leide an Gedächtnisschwäche", meint der Gefragte.

„Das macht nichts, es geht bald weg", tröstet ihn der Maler. Und was ich sagen wollte: Kannst du mir 50 Mark borgen?"

*

Frau Müller geht zum Photographen: „Ich möchte gern eine Aufnahme von meinen Kindern machen lassen!"

„Schön", sagt der Photograph, „das Dutzend kostet zehn Mark!"

„Ach", sagt da Frau Müller, „dann komme ich später noch mal wieder, ich habe nämlich erst elf!"



›Um Gottes willen, wo kommst Du denn her?‹

›Aus dem Schönheits-Institut...‹

Aus der Schule

„Hannes, nenne mir die Elemente!"

„Feuer, Wasser, Luft und Bier!"

„Wieso Bier? Wie kommst du denn auf so einen Quatsch?"

„Meine Mutti sagt immer, wenn Vati Bier trinkt: „Na, jetzt ist er ja wieder in seinem Element!"

*

Dornen

Milton wurde blind, heiratete aber nachher, und zwar zum dritten Male, eine sehr schöne, aber höchst übellaunige und heftige Frau. Lord Buckingham sagte eines Tages zu ihm, seine Frau sei eine wahre Rose. „Von der Farbe", versetzte der Dichter, „kann ich nicht urteilen, aber Sie können recht haben, wenn ich nach den Dornen urteile."

*

Pessimismus

Der berühmte Schriftsteller Jean Louis V. erkrankte eines Tages in einem Provinznest und mußte dort einen Arzt berufen. Das Leiden war nicht gefährlich, allein Louis V. fand, daß seine Genesung nur langsame Fortschritte mache... Sein Arzt sprach ihm gehörig Trost zu: „Aengstigen Sie sich nicht. Ich litt einst an der gleichen Krankheit und bin doch wieder gesund geworden."

„Das kann sein", erwiderte der Patient, „aber Sie hatten auch einen anderen Arzt."

*

„Fräulein Lieschen, Ihr kleiner Bruder hat gesehen, daß ich Sie geküßt habe. Was soll ich ihm geben, damit er nichts verrät?"

„Gewöhnlich bekommt er eine Mark dafür."

*

Der Herr de Saint-Ange schrieb eines Tages einem Freund, dem kurz zuvor ein Astrolog ein außerordentlich günstiges Horoskop gestellt hatte:

„Leihen Sie mir fünfhundert Franken. Sie haben so viel Glück, daß Sie sie vielleicht zurückerhalten werden."

*

Schmitz ist Vater geworden. Ein prächtiges Knäblein hat ihm seine Frau geschenkt.

Am nächsten Morgen schellt der Briefträger: „Einen Brief für Herrn Schmitz!"

„Für Schmitz senior oder junior?", fragt der glückstrahlende Vater.

*

Unter der Laterne

„Was suchen Sie denn da?"

„Hup, meinen Hausschlüssel, Herr Wachtmeister!"

„Haben Sie den denn hier verloren??"

„Nee — — drüben an der Ecke, aber hier ist es heller, da kann ich besser suchen, hup!"



›Ach, bleiben Sie doch einen Augenblick stehen, Herr Feuerwehrmann. Ich wollte immer schon mal sehen, wie die Leute unter uns eigentlich möbliert sind.‹

Von Frauen – für Frauen

Die kleine Ueberwindung

Wir leben unser Leben. Lang entrückt sind die Jugendfreunde unseren Gedanken. Neue Menschen, neue Eindrücke, neue Sorgen und neue Freuden verwischten das Bild. Nur manchmal taucht eine Erinnerung auf und ein Wesen wird lebendig, das uns einmal etwas bedeutete. Ein warmer Wunsch, von ihm zu hören, sich nach ihm umzusehen, ihm zu schreiben oder Grüße an ihn zu richten, beherrscht uns. Schnell ist der Augenblick vorüber, andere Dinge nehmen uns in Anspruch, vergessen ist der Vorsatz, und damit wird einem Menschen eine große Freude entzogen. Welch eine Beglückung, besonders wenn man in einem stillen Rahmen lebt, wo man noch Zeit hat, sich über die wirklichen Werte des Lebens Rechenschaft abzulegen, zu wissen, daß man nicht vergessen wurde und im Herzen des Jugendfreundes fortlebt. — Es kommt nicht darauf an, aus diesem Gedenken einen anstrengenden Briefwechsel zu machen, zu dem wir doch nach kurzem keine Zeit und Lust mehr hätten. Ein paar Zeilen: „Ich hab Dich nicht vergessen und in einer schönen Stunde alles erlebt, was uns verbunden hat und noch bindet", ist mehr, als ein ausführlicher Bericht über den Verlauf unserer Tage. Sollten wir nicht wirklich die kleine Ueberwindung von uns verlangen, wenn wir damit ein Teilchen Glück in die Welt tragen können?

Gesundheits- und Körperpflege

Kleine Frauen sollen vermeiden breite Gürtel zu tragen. Sie zerteilen die Figur und lassen die Beine kurz erscheinen.

*

Die Schonung der Augen wird immer noch nicht wichtig genug genommen. Man kann täglich erleben, daß Menschen im Halbdunkeln lesen, oder ihren schwachen Augen das nötige Glas aus Eitelkeitsgründen vorenthalten. Es ist durchaus verständlich, daß Frauen nicht gerade begeistert eine Brille tragen wollen, aber die Vernunft sollte gebieten, daß sie unbedingt bei der Arbeit, beim Sport und bei allen Verrichtungen getragen wird, die das Auge anstrengen.

*

Apfelsinen sind ein ausgezeichnetes Schönheitsmittel. Sie machen schlank, fördern den Stoffwechsel und man bekommt schon nach kurzer Zeit eine sehr schöne, klare Haut. Man trinkt den Saft am besten morgens oder abends vor dem Schlafengehen. Es genügt, täglich den Saft von drei bis fünf Apfelsinen zu trinken.

—o—

Etwas mehr Höflichkeit

Ist man irgendwo zu Gast, darf man sich richtig satt essen. Aber alles Uebertriebene ist in dieser Beziehung schlechter Stil. Man soll nicht den Eindruck erwecken, als hätte man acht Tage nichts gegessen.

*

Kommt man in einem Fahrzeug oder bei irgendwelcher Gelegenheit in die Lage, zwischen zwei Personen zu sitzen, die zusammen gehören, wechsele man aus eigenem Antrieb die Plätze aus. Man wird bestimmt ein höfliches Danke bekommen.

Die Köchin spricht!

Französische Koteletten

Ziemlich dicke Kalbskoteletten werden mit Sardellen und Pfeffergurkenstückchen gespickt und einige Minuten in gutes Olivenöl gelegt. Dann gibt man Salz und Pfeffer drauf, umwickelt jedes Kotelett mit dünnen Speckscheiben und gibt sie in einem Schmortopf mit hellbrauner Butter und vielen recht fein gehackten Kräutern, wie Kerbel, Estragon, Petersilie usw., und dämpft die Koteletten langsam gar. Sie werden mit den Speckscheiben serviert.

FASCHING

Wenn man sich zum Fasching ein Kostüm arbeiten lassen will, sehe man erst einmal seine alten Bestände durch. Durch Zusammenstellen von Kleidern und Hinzunahme von etwas neuem Stoff können von geschickten Händen allerlei hübsche Modelle nachgearbeitet werden. Noch besser ist es, wenn man selbst über etwas Phantasie verfügt, gerade bei Faschingssachen macht es ja nicht die Kostbarkeit des Stoffes, sondern in erster Linie entscheidend ist die Laune und der Schick, der von einem Kostüm ausgeht.



Anekdoten

Die Weiber von Weinsberg

Im Jahre 1140 belagerte König Konrad III. die ihm feindlich gesinnte Stadt Weinsberg, die sich hartnäckig verteidigte. Zornentbrannt schwur der König, er würde alle männlichen Einwohner der Stadt töten, sobald sie in seinen Händen seien, und als die Einnahme endlich erfolgt war, ging er daran, sein Versprechen wahr zu machen. Es wurde also verkündet, nur die Frauen dürften die Stadt verlassen, und ihnen machte der König das Zugeständnis, das sie das Kostbarste, was sie besäßen, mit sich tragen dürften. Da luden die klugen Frauen von Weinsberg ihre Männer auf ihre Schultern und die Jungfrauen ihre Freunde, und so zogen sie — ihr Kostbarstes mit sich tragend — aus den geöffneten Stadttoren. Der König war über diese Lösung nicht wenig verblüfft, aber er ließ sie gewähren, wenn er auch so um seine Rache kam. „Ein Königswort soll man nicht drehen noch deuten!", erklärte er seinen Begleitern.

Randbemerkungen

Friedrich der Große hatte die Gepflogenheit, an ihn gerichtete Eingaben mit Randbemerkungen zu versehen, die nicht selten ebenso treffend wie bissig waren.

So schrieb er zu der Eingabe eines ostdeutschen Landrats, der um Ersatz des beim Bombardement von Küstrin angerichteten Schadens bat: „Am jüngsten Tag kriegt ein jeder alles wieder, was er in diesem Leben verloren."

Zur Eingabe eines adligen Fräuleins, die um eine Stelle in einem Kloster bat: „Mein Kind, Sie schickt sich zu keiner Nonne, Sie muß einen Mann nehmen."

Zur Bitte eines Akademikers, der um Urlaub zu einer Reise nach Holland ersuchte, um eine Geschichte Hollands schreiben zu können: „Er kann hier die Historie schreiben. Was braucht Er deshalb herumzulaufen?"

Die verfluchte Eitelkeit

Goethe als Theaterdirektor legte stets größten Wert darauf, daß man die aufgeführten Werke im Sinne ihres Dichters spielte, und daß man sich auch in bezug auf die Kostüme an die historische Wahrheit hielt. Als eines Tages die Darstellerin der Minna von Barnhelm auf einer Probe in einem modischen Hütchen auf der Bühne erschien, packte ihn brennender Zorn. Er stürzte auf die Bühne, riß der verdutzten Schauspielerin das Hütchen vom Kopf, warf es auf den Boden und schrie sie an: „Steht Ihnen das Meisterwerk unseres Lessing nicht höher als Ihre verfluchte Eitelkeit?"

WIR SIND NICHT SO, WIE IHR EUCH DENKT...

In einem Drama Hebbels steht dieser Vers geschrieben:

Sei du ein Tiger mir
und ich ein Leu,
und dies der wilde Wald,
der uns gezeugt.

Doch was sagen dazu die beiden „königlichen“ Vertreter des Tierreiches? Sie protestieren! Denn sie denken nämlich gar nicht daran, sich jemals zu begegnen, geschweige denn im „wilden Wald“ gezeugt zu sein. Der Löwe ist ein ausgesprochenes Steppentier, der Tiger dagegen vorzugsweise ein Dschungelbewohner. Doch in dem einzigen Lande, wo sie zugleich anzutreffen sind, in Mesopotamien, ist der wilde Wald bis heute noch nicht gewachsen.

Angesichts dieser kleinen Entgleisung eines großen Dramatikers leisten sich Lehmanns und Meiers noch ganz andere Sachen. Oder glauben Sie nicht, daß es eine stattliche Anzahl von Menschen gibt, die da meinen, daß aus Rehböcken Hirsche (jedes Jahr wächst ein neuer „Ast“ aus dem „Stamm“) werden?

Und was stellen sich eigentlich diese Leute vor, wenn sie sagen: ich denk, mich laust der Affe? Eine übliche zoologische Gewohnheitssünde! Denn, wenn Sie glauben, daß die Affen, die sich am Rücken gegenseitig kraulen und ihre Finger ab und zu zwischen das Gehege der Zähne schieben, Läuse suchen, so sind Sie im Irrtum. Seien Sie versichert: Kein Affe hat jemals Läuse. Was sich die Tiere gegenseitig absuchen sind nur Schweißkristalle, die ihnen wohlschmecken. Die lange Reihe der zoologischen Gewohnheitssünden ließ sich ins Endlose fortsetzen.

Daß der Walfisch und der Thunfisch keine Fische sind, sondern Säugetiere, das dürfte wohl den meisten Zeitgenossen noch bekannt sein. Das gleiche muß man von dem Delphin annehmen. Dafür hat es den meisten der oft zitierte Tintenfisch angetan! Er ist nämlich weder Fisch noch Fleisch, sondern ein Weichtier.

Daß die Blindschleiche keine Schlange, sondern eine Eidechse ist, dürfte nicht gerade eine allgemein verbreitete Ansicht sein. Doch viel schlimmer steht es um die Riesenschlangen. Alle Abenteuerromanschriftsteller sehen es gern, wenn ihre Helden lästige Nebenbuhler, ausgemachte Schurken und dergleichen unangenehme Mitmenschen durch den tödlichen Biß einer Riesenschlange beseitigen. Dies, obwohl das Tier überhaupt keine Giftzähne hat und seine Opfer zu erwürgen pflegt. Der Vielfraß, das skandinavische Mardertier, hat seit Urvätertagen, die Absicht, schlanker zu werden. Nichts liegt ihm ferner, als ungeheure Mengen von Nahrung zu vertilgen, jedenfalls ist es aber nicht seine typische Eigenschaft. Seinen Namen verdankt es dem schwedischen Wort „Fiell-fras“, was soviel wie Felsenbewohner heißt.

Das Neunauge hat noch nie mit „neun Augen“ durch das Wasser geblickt, was wohl jeder Skeptiker von vornherein annimmt. Dagegen ist es nicht erstaunlich, wenn man es seinem Namen nach meist für einen Schmetterling statt für einen Fisch hält.

Zwei Kühe besonderer Art spuken in den Gehirnen manches Liebhabers abenteuerlicher Literatur: die Seekuh und die Mooskuh. Erstere ist eine Walart, die in den verschiedensten Variationen in südlichen Meeren vorkommt und ein ausgesprochen pflanzenfressendes Tier ist. Die Mooskuh dagegen ist ein Vogel, einer Reiherart zugehörig, der in den süddeutschen Moosen in Ries und Schilf ein überaus verstecktes Dasein führt und nur im Frühjahr ein dumpfes Gebrüll hören läßt, das — allerdings sehr entfernt — an die bekannten Muhlaute seiner vierbeinigen Namensschwester erinnert. Seltsam unverdient verfolgt die Tücke des Namens die Grasmücken, die weder Mücken noch Gräser, sondern Singvögel sind und eigentlich einmal Grasschlüpfer hießen.

Eine eigene Bewandtnis hat es mit der Nachtigall. Es gibt in Deutschland kaum eine Gegend, wo man sie richtig zu schätzen weiß. Entweder kennt man sie gar nicht, wie in den süddeutschen Gebirgen oder sie tritt gleich in solchen Mengen auf, daß man ihr als einer Alltagserscheinung gar keine Beachtung mehr schenkt. In Ostdeutschland spricht man von ihr, weil sie oft in unangenehmer Weise die Nachtruhe stört. Doch der besser Unterrichtete weiß, daß es sich gar nicht um Nachtigallen handelt, sondern um ihren östlichen Verwandten, den Sprosser, mit wesentlich anderem Gesang.

Unbekannt ist auch, daß der Rabe in Deutschland ein Naturdenkmal ist, dessen Horste an einer Hand abgezählt werden können und einsam in großen Heiden liegen. Statt seiner ist es meistens die Nebelkrähe, der typische ostdeutsche Landschaftsvogel, dem man den Namen seines selteneren Artgenossen beigegeben hat.

Oft werden zärtliche Tauben zitiert. Die Erfinder dieser „Taubenzärtlichkeit“ sind schlechtweg entrüstet, wenn der Brieftaubenzüchter die Zanksucht seiner Pfleglinge feststellen muß. In Wirklichkeit bezieht sich nämlich das Sprichwort auf die kleinen wilden Turteltauben.

Ein Kapitel für sich bilden die Raubvögel. Alt und jung werfen um sich mit Ausdrücken wie Weihe oder mit dem Einheitsbegriff „Stößer“, den es zoologisch überhaupt nicht gibt. Mit diesem Wort bezeichnet vor allem der Jäger jedes hakenschnäblige Federvieh, das er schießt. Meist handelt es sich dabei um den geschützten und nützlichen Turmfalken. Die „Falken, die ihren erhabenen Horst bauen“, sind auch ein sehr beliebtes Romanbild. Aber der Wahrheit die Ehre — die Falken bauen nämlich niemals ganze Horste selber, sondern bessern höchstens verlassene Horste anderer Raubvögel notdürftig aus; zudem bevorzugt der Turmfalke Mauernischen und Baumhöhlen zur Errichtung seiner Kinderstube. Die kleinen Falken weisen wie alle anderen Jungvögel weichen Flaum auf. Doch auch dies ist schon zu viel Zoologie für den durchschnittlichen Zeitgenossen, denn sobald er sich auf die zarte Weichheit dieses Flaumes beruft, sagt er „pflaumenweich“. Sogar in Schmeils Leitfaden der Zoologie hat sich das Bild eines „stoßenden“ Raubvogels verirrt. Dagegen wäre bei einem Falken allerdings nichts zu sagen. Denkt man dabei jedoch an den Mäusebussard, einen Vogel, der viel zu plump ist, um jemals auf den Erdboden herabzustoßen, so befindet man sich in einem verfänglichen Irrtum.

In Anbetracht dieser Leichtfertigkeit, würde es sich in der Tat empfehlen, daß die Mächtigen des Tierreiches eine Protestversammlung einberufen würden, um einen energischen Protest gegen so viele „zoologische Weisheit“ einzulegen.

Wolfram von Zastrow.



In der Falle

Eine Kriminalnovelle
von Francis Harfors

Prof. John Zyrok erzählte im Klub, daß es ihm durch ein neues Verfahren gelungen sei, aus einer verhältnismäßig kleinen Menge Pecherz 30 Gramm Radium zu gewinnen, 30 Gramm Radium im Werte von 3 Millionen Mark, liegen in seinem Laboratorium. Herren in den elegantesten Frackanzügen umgaben den Professor. Wer hätte diese tadellosen Gentlemen zu verdächtigen gewagt, daß sie manchmal abenteuerlichen Geschäften nachgingen? Die Mitglieder waren unabhängige, wenig beschäftigte Snobs, die ihre Abenteuer mit Leidenschaft und Hingabe betrieben.

„Ich habe das Radium hergestellt zu einem besonderen Zweck. Es fällt mir gar nicht ein, mit ihm Kranke zu heilen!" — prahlte Dr. Zyrok.

Bei der nächsten Zusammenkunft der Gentlemen-Einbrecher war jede Diskussion überflüssig. Alle waren einig: Das Radium des Professors muß gestohlen werden. Major Granger hat die Kollegen, diese Aufgabe ihm zu überlassen.

Es war ein düsterer Herbstabend, als sich Major Granger über den niedrigen Zaun der Villa Zyrok schwang. Er schlich unbemerkt an das Haus heran und drückte eine Fensterscheibe ein. Er befand sich in einem dunklen Korridor zum Wohnhause. Bei der Biegung des Ganges, links vor ihm, war eine Tür mit weitaufgerissenen Flügeln. Er trat ins Zimmer und stand vor dem Tisch, auf welchem, ganz offen, auf einer Platte etwas lag: Das Radium. Plötzlich erstarrte er in Angst: Hinter ihm fiel die Tür krachend ins Schloß. Major Granger suchte die Klinke, seine zitternden Finger tasteten die Tür ab, die Wände, alles nur kühles Metall. „Eine Falle!" murmelte er. Alles wie aus einem Stück Stahl gegossen. Kein Fenster, keine Oeffnung nichts. Da steht er mit dem Dreimillionen-Schatz in einer Stahlkammer. Dieser Scherz wird mit Zuchthaus enden.

Er bemerkte einen Fernsprechapparat. Da begann er wieder zu hoffen. Vielleicht könnte er die Freunde anrufen und Hilfe verlangen. Er wollte abheben und taumelte erschrocken zurück. Das Telephon klingelte scharf. Wenn er den Hörer nicht sofort abhebt, wird dieses verfluchte Klingeln das ganze Haus alarmieren. Er nahm den Hörer von der Gabel. Stille. — „Vielleicht sucht jemand den Professor" dachte er. Es könnte auch eine falsche Verbindung sein. Wissen muß ich allenfalls. „Hallo" — sprach jemand — „Sind Sie dort?"

„Ich bin hier." — mußte er antworten.

„Fühlen Sie sich wohl?"

„Danke für die freundliche Frage." — Der Major freute sich. Den Professor hat wahrscheinlich sein Arzt angerufen.

„Wer sind Sie?" — fragte die Stimme weiter.

Er hat es bemerkt, daß hier nicht der Professor spricht, — dachte der Major — am besten ich sage der Diener ist am Apparat. „Hier spricht Mike Smith."

„Ja! Mike Smith. Ihr Beruf, Mike Smith?"

„Ich bin Kammerdiener."

„Schön. Und was waren Sie früher?"

„Soldat" — antwortete der Major. Dieses eingehende Interesse wurde ihm lästig.

„Es ist schändlich, daß ein gewesener Soldat Verbrecher wird!"

„Wie? . . . Was? . . ." stammelte der Major.

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Einbrecher, mich werden Sie nicht täuschen können" — bemerkte die Stimme ironisch.

„Das verbitte ich mir!" schrie der Major — „Solche Unverfrorenheit! Sind Sie verrückt? Sie sind falsch verbunden!"

„Hahaha" — lachte die Stimme —. „Falsch verbunden? Sind Sie nicht in der Wohnung von Professor Zyrok? In der Falle? Wollten Sie nicht das Radium stehlen?"

„Wer spricht dort?" — fragte nun der Major mit unverhüllter Neugierde.

„Sie werden sich wundern! Professor Zyrock."

„Der Teufel . . ."

„Nein. Irrtum. Hier Professor Zyrock."

„Was wollen Sie von mir?" — fragte der Major kühl.

„Das hängt ganz von Ihnen ab. Ich habe Sie gefangen genommen und jetzt — entweder übergebe ich Sie der Polizei, oder — und das wäre mir viel lieber — Sie erklären sich bereit, sich mir zu wissenschaftlichen Forschungszwecken zur Verfügung zu stellen?"

„Sprechen Sie!"

„Ich glaube, Sie sind ein verständiger Mann. Sie werden leicht begreifen, was ich von Ihnen verlange. Vor Ihnen auf dem Tisch liegen 30 Gramm Radium. Ich will wissen, was eine solch ungeheure Menge Radium für zerstörende Wirkung auf den menschlichen Körper ausübt. Nun sind Sie mit 30 Gramm Radium in ein Zimmer eingeschlossen. Nie war ein menschlicher Körper ähnlicher Wirkung ausgesetzt!"

„Verdammt!" — rief der Major. — „Lassen Sie mich sofort frei!"

„Kommt nicht in Frage, lieber Freund! Niemand hat Sie gezwungen, sich zu später Nacht in ein Radiumzimmer zu begeben."

„Ich bleibe nicht, ich will hier nicht verrecken!"

„Langsam! Man muß nicht gleich den Tod vor Augen haben. Es ist gar nicht sicher, daß Sie sterben. Aber genug Diskussion! Ich mache Sie aufmerksam, die zerstörende Wirkung hat schon eingesetzt und daran können Sie nichts mehr ändern. Spüren Sie etwas?"

„Ja. Schon seit einer Weile. Als wäre eine sengende Hitze hier... als liefen kleine glühende Schlangen an meinem Rücken auf und ab. Mein Kopf brummt, ich bin durstig...... furchtbar durstig...."

„Bravo! Mike Smith!" — rief der Professor begeistert. — „Der Fernsprecher ist nur mit meinem Zimmer in Verbindung. Ich notiere jedes Wort. Sie erzählen mir alles, was Sie spüren.

„Warum, zum Teufel, soll ich es tun? Wenn ich schon durch dieses verfluchte Radium sterben muß, will ich eher sofort enden und nicht nach fürchterlichen Qualen. Ich wollte Ihren Schatz rauben! Rufen Sie die Polizei! Ich rufe um Hilfe!"

„Genug geschwätzt!" — rief der Professor wütend. — „Wenn Sie wollen, können Sie um Hilfe rufen. Wir sind allein im ganzen Haus. Wenn Sie mir nicht gehorchen, lege ich mich schlafen, und bis morgen sind Sie tot!"

„Und wenn ich Ihnen gehorche?"

„Dann werde ich in jener Sekunde, in der das Radium Ihr Leben gefährdet, die eiserne Tür der Kammer öffnen und Sie können gehen."

„Höllische Hitze, Herr Professor! Ich habe meine Kleider schon vom Körper gerissen, die Hitze wird immer unerträglicher. Ich ersticke..."

„Auf dem Tisch liegt ein Thermometer, stecken Sie es in die Achselhöhle!"

Erst langsam schleppend, dann allmählich rascher, keuchend und schnaubend, dann heulend und brüllend kamen die Worte zum lauschenden Professor: „Das Thermometer... zeigt... vierzig... Grad... schon... einundvierzig... es... steigt... weiter... jetzt... zweiund... vierzig... es... steigt... ich sterbe..."

„Mut, Smith! So schnell geht es nicht!"

„...Lassen Sie mich frei... Sofort!... Sie haben es versprochen... Erbarmen... ich sterbe."

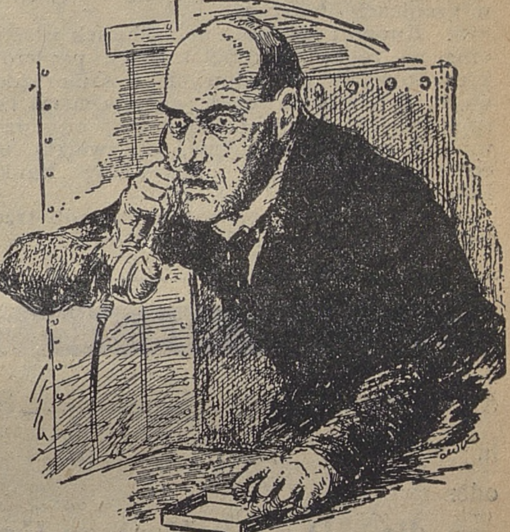
„Jedes Wort ist notiert!" — sagte der Professor gefühllos — „Sie können stolz sein! Sie sind ein Märtyrer der Wissenschaft!"

„Gott! Sie wollen mich töten...! Hund!... Schuft!..."

— das war keine menschliche Stimme mehr, dieses blökende Lachen. — „Ich werde dir einen Strich durch die Rechnung machen, Satan! Muß ich schon sterben, dann sofort. Du sollst hören, Du Elender, jetzt halte ich das Radium in der Hand... und... jetzt..."

„Halt! Sie, was wollen Sie machen?" — kreischte der Professor erregt.

Eine Sekunde lang war Stille, dann hörte der Professor abgerissene Worte unter schrecklichem Stöhnen. „Ich... habe das Radium geschluckt als wäre... es ein höllisches Schwefelfeuer... oh weh... jetzt ist es aus... Gott erbarme..." Noch ein kurzer ersterbender Seufzer, dann ein dumpfes Krachen, als fiele ein schwerer Körper zu Boden. Der Professor raste aus seinem Zimmer, er öffnete die Stahlkammer. Er knipste das Licht an, sein erster Blick suchte das Radium, der Tisch war leer. Der Unglückliche hatte es geschluckt. Plötzlich erstarrte das Blut in seinen Adern: Hinter ihm fiel die eiserne Tür dröhnend ins Schloß, — er war allein im Zimmer. Kaum löste



Ich bleibe nicht, ich will hier nicht verrecken!

er sich aus der Starre, begann das Telefon zu knistern. „Hallo, Professor Zyrok, sind Sie dort?" — „Ja?" — „Ich will Sie beruhigen, lieber Herr Professor, ich fühle mich ausgezeichnet. Und was das Radium anlangt, ich habe mich auf diese Exkursion gründlich vorbereitet. Ich hielt eine kleine mit Quecksilber überzogene Bleikassette zur Hand. Als Sie mich so liebenswürdig anriefen, war das Radium, fest verschlossen, bereits in meiner Tasche... Jetzt können Sie sich in jenem freundlichen Zimmerchen einen guten Schlaf gönnen, Herr Dr. Zyrok. Wenn Sie wollen, können Sie laut um Hilfe rufen. Außer meiner bescheidenen Person ist aber niemand im Hause... In Ihrem Zimmer fand ich zu meiner größten Freude Ihren Geldschrank offen. Wahrscheinlich werden Sie morgen nicht überrascht sein, wenn Sie Ihren Geldbeutel ein wenig dünner vorfinden. Good night!"

Kurz nachher erhielten drei australische Spitäler je zehn Gramm Radium und viele wertvolle ärztliche Instrumente von einem Unbekannten.

Sąd okręgowy Wydział I.

Stryj, dnia 29 września 1932.
Firm: 136/32.
Spółdz. 459.

Wpis do rejestru handlowego firmy spółdzielczej. Do rejestru handlowego należy wciągnąć co następuje:

1. Firma i siedziba Spar- und Darlehnskassenverein für die Deutschen in Lubsza und Mazurówka, spółdzielnia z nieograniczoną odpowiedzialnością w Lubszy.

2. Przedmiot przedsiębiorstwa: Celem spółdzielni jest podniesienie zarobku i gospodarstwa członków przez prowadzenie wspólnego przedsiębiorstwa i podniesienie poziomu kulturalnego swych członków.

Przedmiotem spółdzielni jest:

1. Udzielanie kredytów w formie dyskonta weksli, pożyczek skryptowych oraz rachunków bieżących i pożyczek zabezpieczonych bądź hipotecznie, bądź przez poręczenie, bądź zastawem papierów wartościowych, wymienionych w punkcie 5 niniejszego paragrafu.
2. Redyskonto weksli.
3. Przyjmowanie wkładów pieniężnych z prawem wydawania dowodów wkładowych imiennych, jednak bez prawa wydawania takich dowodów płatnych okazicielowi.
4. Wydawanie przekazów, czeków i akredytów oraz dokonywanie wypłat i wpłat w granicach Państwa.
5. Kupno i sprzedaż na rachunek własny oraz na rachunek osób trzecich papierów procentowych państwowych i samorządowych, listów zastawnych, akcyj central gospodarczych i przedsiębiorstw, organizowanych przez spółdzielnie, ich związki lub centrale gospodarcze oraz akcyj Banku Polskiego.
6. Odbiór wpłat na rachunek osób trzecich, inkaso weksli i dokumentów.
7. Przyjmowanie subskrypcyj na pożyczki państwowe i komunalne oraz na akcje przedsiębiorstw, o których mowa w punkcie 5 paragrafu niniejszego.
8. Zastępstwo czynności na rzecz Banku Polskiego i banków państwowych.
9. Przyjmowanie do depozytu papierów wartościowych i innych walorów.
10. Pośrednictwo w zakupie i sprzedaży produktów rolnych, potrzebnych dla gospodarstwa rolniczego i domowego.
11. Wynajmowanie swym członkom sprowadzone na własny rachunek maszyn i narzędzi rolniczych.
12. Kupno i dzierżawa gruntów, budynków i praw dla wspólnego użytku członków względnie dla uniknięcia strat.
13. Dbanie o rozwój spółdzielczości, zmysłu oszczędnościowego i pracowitości, jakoteż podniesienie poziomu kulturalnego swych członków przez urządzanie odczytów, wykładów, kursów i wystaw z zakresu pracy gospodarczej i społecznej i przez zakładanie czytelń i bibliotek, wreszcie przez współdziałanie w powstaniu innego gatunku spółdzielni, mających na celu dobro gospodarcze i kulturalne członków.

3. Czas trwania nieograniczony.

4. Rodzaj i zakres odpowiedzialności członków: odpowiedzialność członków nieograniczona.

5. Wysokość udziału wpłat na udział i czas ich dokonywania: Poszczególny udział wynosi 20 złotych. Na poczet udziału musi członek przy przystąpieniu złożyć natychmiast przynajmniej połowę jednego udziału, resztę zaś obowiązany jest wpłacić w przeciągu sześciu miesięcy § 10 c. To samo tyczy także i zadeklarowanych dalszych udziałów.

6. Liczba członków zarządu tudzież ograniczenia uprawnień zarządu (art. 35): Członków zarządu trzech. Ograniczenia uprawnień ustawowe oraz następujące: Członkowie zarządu nie mogą być równocześnie członkami Rady nadzorczej, jak i ci ostatni nie mogą być równocześnie członkami zarządu.

Pozatem członkowie zarządu i Rady nadzorczej nie mogą pozostawać między sobą w związku małżeńskim, nie mogą również być ze sobą spokrewnieni, ani spowinowaceni, bądź w linji prostej, bądź do drugiego stopnia linji bocznej.

7. Podpis firmy: do firmy dołączają swe podpisy dwaj członkowie zarządu.

8. Imiona i nazwiska członków pierwszego zarządu: 1. Jerzy Raab. 2. Józef Lippel. 3. Rudolf Gotlick.

9. Rok obrachunkowy: kalendarzowy.

10. Pismo przeznaczone dla ogłoszeń: Ostdeutsches Volksblatt we Lwowie.

11. Przepisy o likwidacji ustawowe.

12. Dzień wpisu 7 października 1932.

Sąd okręgowy j. handlowy W. I.

Stryj, dnia 28 lipca 1930.
Firm: 183/29.
Spółdzielnia Nr. 97.

Zmiany i dodatki do wpisanych już firm spółdzielczych.

Należy wpisać w rejestrze spółdzielni.

Siedziba: Kornelówka.

Brzmienie firmy: Spar- und Darlehnskassenverein für die Deutschen in Nowe sioło mit Kornelówka, Wola Oblaźnicka, Machliniec und Izydorówka mit Kontrowers zarejstr. spółdzielnia z nieogr. odpow.

Zmiana statutu §§ 2, 41, 45, 53, 59.

Członkowie dyrekcji wystąpili: Tomasz Langenberger.

Członkowie dyrekcji wybrani: Leopold Weidl.

Data wpisu: 2 sierpnia 1930.

Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom“, Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11.
Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań, Zwierzyniecka 6.